

Sämmtliche Werke

von

Caroline Pichler,

gebornen

von

Greiner.

Acht und dreyßigster Band.

Neue verbesserte Auflage.

Wien, 1828.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.



Dav. Weiſs sc.

Kleine Erzählungen

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Kleine Erzählungen.

Von

Caroline Pichler,

gebornen

von

Greiner.

Eilfter Theil.

1. Johannes Schoreel.
2. Der Wahlspruch.
3. Der Teppich.

Wien, 1828.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

I.

Johannes Schoreel.

[illegible]

Die Nacht wich eben langsam einem schwachen Morgenschein, der über den Gewässern schimmerte, welche sich vor der Stadt Amsterdam verbreiten, und in dem fernen Zuydersee verlieren. Über den Gassen der Stadt aber, und über den Masten der Schiffe im Hafen derselben lag noch dichter Nebel, und eben so schien auch der Schlummer noch das bewegliche Leben dieses großen Handelsplatzes gefesselt zu haben. Nur in einem kleinen Hause, das in einem einsamen Theile der Stadt gegen die mit Kanälen durchschnittene Fläche hinaus ging, war jetzt keine Ruhe mehr. Zuerst war in dem Verschlage, der den obern Raum des gewölbten Gemachs bey Meister Jakob Cornelis einnahm, seine Tochter Agathe von ihrem Lager aufgestanden, wo sie ohnedieß die meiste Zeit der Nacht weinend gelegen hatte. Bald darauf erwachten die Ältern unten im Schlafgemach, und nun wurde auch das ganze Haus lebhaft. Meister Cornelis kleidete sich, und löschte die Lampe, indem der Morgen be-

reits mit bestimmtem Lichte durch die sechseckigen Scheiben des hohen Fensters herein leuchtete. Es war ein trüber Tag draußen, und eben so trübe war es auch in den Gemüthern der wenigen Personen, welche den Haushalt des Mahlers Jakob Cornelis ausmachten; denn sein liebster und ausgezeichnetster Schüler Johannes Schoreel, also genannt von seinem Geburtsorte unweit Alkmar, sollte heute seine Wanderschaft durch die niederländischen Städte nach Deutschland, und wenn der Himmel ihm wohlwollte, auch nach Italien antreten, und es war daher auf eine Trennung von mehreren Jahren abgesehen.

Seit drey Jahren war der Jüngling bey dem Meister, der den früh verwaiseten Knaben gern von seinen Verwandten empfangen, und um sein seltnes Talent zur bildenden Kunst recht zu pflegen, in sein Haus genommen hatte. Schoreel empfahl sich eben so sehr durch seine Kunst und seinen Fleiß, wie durch seine untadeligen Sitten und ein feines Betragen. Alles im Hause war ihm gut, Alles bestrebte sich ihm gefällig zu seyn, und der junge Mensch hatte, ohne es zu wollen, jene stille Macht über die Gemüther erlangt, welche eine höhere Natur immer über gewöhnliche

Seelen übt. Aber so wie er nicht darnach gestrebt, so übernahm er sich ihrer auch nicht, und gebrauchte seinen Einfluß, wenn er sich dessen bewußt wurde, nur zum Guten. Erhob sich Zwist unter seinen Mitschülern, so war Schoreel, ohne es zu suchen, der natürliche Schiedsrichter; versah ein Dienstbothe des Hauses etwas, so nahm er seine Zuflucht zu dem Jüngling, und bey schwierigen Angelegenheiten suchten die Kameraden Hülfe oder Rath bey ihm. Aber dieser Jüngling, der im Hause seines Meisters wie ein guter Geist schaltete, war dennoch weder zu sanft noch zu weibisch; und so wie er an der Staffeley den Pinsel, und nach Umständen auch die Zunge wohl zu führen wußte, so war er gewandt, das Schwert zu handhaben, und sich bey rohen Gesellen durch seine Klinge Achtung zu verschaffen. Mit diesen Eigenschaften verband er eine zarte, aber einnehmende Gestalt, und ein schönes Talent für Musik und Dichtkunst, das ihn auf jedem Felde Blumen pflücken ließ, auf welchem reichbegabte Naturen sich Kränze hohlen, um das Leben damit zu schmücken.

Meister Jakob hatte bald diese trefflichen Eigenschaften seines Lehrlings erkannt, und ihn sehr liebgewonnen. Er war selbst ein berühm-

ter Mahler, und schnitt noch überdieß geschickt in Holz, wie denn in jener Zeit die Ausbildung der Menschen vielseitiger, und die Kräfte derselben harmonischer entwickelt wurden, als in unsern Tagen, wo gewöhnlich Ein Seelenvermögen oder Ein Talent, auf Kosten aller übrigen, den gesammten Menschen in Anspruch nimmt. Mit Freuden unterwies Cornelis den viel versprechenden Jüngling in allen Geheimnissen, Vortheilen und Zweigen der edlen Kunst, die er selbst trieb, gab ihm für die Arbeiten, die er in der Werkstatt für den Meister verfertigte, einen anständigen Gehalt, und noch überdieß die Erlaubniß, in seinen freyen Stunden auf eigene Rechnung zu mahlen, wodurch denn Schoreel, der bald bekannt war, und ungemein schnell und fleißig mahlte, nach Verlauf von ein paar Jahren sich etwas Bedeutendes erworben hatte. Aber es war noch ein anderes Band, das leise und allmählig den Meister und Schüler aneinander zog. Cornelis hatte viele Kinder. Mehrere Söhne, alle älter wie Schoreel, waren bereits entweder auf Wanderschaft, oder wohl schon verheirathet und ansässig. Nur ein einziges spät gebornes Töchterchen, eben jene Agathe, verschönerte der betagten Ältern Leben, und

blühte, wie eine verspätete Blume, auf der herbstlichen Flur nur desto reitzender. Agathe hatte kaum den Schritt aus der Kindheit in's Jungfrauenalter gethan, wie Schoreel in's Haus kam. Zart und geheimnißvoll entwickelte sich die Knospe der Schönheit, des Geistes, des Gefühls in dem kaum dreyzehnjährigen Mädchen, und unmöglich konnte der Jüngling, dessen Künstlerauge für jeden äußern Reiz, wie seine Seele für jeden innern, offen stand, das holde Kind in unbewußter Lieblichkeit vor seinen Augen sich entfalten sehen, ohne sich mit tausend süßen Banden an dasselbe gebunden zu fühlen.

Agathe war noch zu jung, um den ganzen Werth der Liebe eines solchen Jünglings zu erkennen. Aber sie war ihm herzlich gut wie einem ihrer Brüder, und sie zeigte ihm diese Neigung ohne Scheu. Schoreel war im Anfange auch damit zufrieden; nach und nach, wie Agathe an seiner Seite heran wuchs, wie ihr Geist sich entfaltete, ihr Gefühl deutlicher wurde, wurde der Jüngling auch ihrem Herzen theurer, und es war bereits unter ihnen zur ernsten Erklärung unter den Augen und mit Vorwissen der Ältern gekommen, als der Meister sowohl wie der Schüler die Nothwendigkeit erkannte, daß

Schoreel, wenn seine Ausbildung der Anlagen, die Gott ihm gegeben, würdig seyn sollte, nicht in der Werkstatt des Meisters Cornelis bleiben, daß er, wie alle seine Kunstgenossen, und wie der Meister selbst, reisen, und in fremden Ländern, bey den Mahlergilden anderer Städte und unter verschiedenen Meistern die Vollendung seiner Kunst erwerben sollte.

Vom Frühling zum Herbst, vom Herbst wieder bis zum Ausgange des Winters war die Reise schon verschoben worden; denn Schoreel dachte nur mit Schmerz an eine lange Trennung von dem Mädchen, das ihm nun einmahl der Inbegriff all seines Glückes geworden war, und Agathe zitterte innerlich bey dem Gedanken, das lange einförmige Leben ohne den verschönernden Reiz der Liebe zuzubringen. Jetzt endlich ließ sich die Reise nicht mehr verschieben. Große Begebenheiten bereiteten sich in den Niederlanden, ja in der ganzen christlichen Welt vor. Der Enkel der geliebten Maria von Burgund, der Tochter ihres letzten Fürsten Karl des Kühnen, nach diesem Ahnherrn ebenfalls Karl genannt, durch seinen Vater Philipp und die Mutter Johanna, Erbe von Spanien, war nahe daran, auch zum deutschen Kaiser, und somit

zum ersten Monarchen der Christenheit gewählt zu werden. Mit Stolz nannten ihn die Niederländer vorzugsweise den Ihrigen; denn er war in ihrer Mitte geboren und erzogen worden, daher nahmen sie Alle den lebhaftesten Antheil an dieser Begebenheit, und man hoffte, wenn erst die Wahl und die Krönung in Frankfurt vorüber seyn würde, den Kaiser, dessen jugendliches Haupt so viele Kronen zierten, in dessen Staaten die Sonne nicht unterging, seinem frühern Versprechen gemäß, in Niederland zu sehen. Ein reges Leben ging deßhalb durch alle burgundischen Städte; Künstler und Gelehrte, Edle des Landes und reiche Kaufherren rüsteten sich, durch Leistungen jeder Art den Empfang ihres angebornen Fürsten zu verherrlichen. Schoreel erkannte die Wichtigkeit des Zeitpunktes, um in der Welt aufzutreten, in welcher sein Nahme bereits nicht mehr ganz unbekannt war, und der verständige Entschluß wurde nun mit Besonnenheit ausgeführt.

Auch Meister Jakob hatte seinerseits nichts versäumt, was den Eintritt seines Lieblings, und wahrscheinlich künftigen Sohnes in die Künstlerwelt fördern konnte. Er hatte ihm von einem Geistlichen an der St. Nikolauskirche, der

ein Verwandter des Cornelis'schen Hauses war, Empfehlungsbriefe an die berühmtesten Meister seiner Zeit in den Niederlanden und auswärts, an Lukas von Leyden, Albrecht Dürer, Lukas Cranach, Hanns Holbein, Mabüse u. s. w. schreiben lassen, die er mit seinem Nahmenszeichen unterfertigte. Seine Hausfrau mit Agathen hatte Kleider und Wäsche des lieben Hausgenossen durch ihren Fleiß in den besten Stand gesetzt, und viele heiße Thränen des Mädchens waren auf die schöne holländische Leinwand geflossen, die den Liebling in weit entfernte Länder begleiten sollte. Ein tüchtiges Pferd war angeschafft, um ihn und sein Gepäck zu tragen. Schoreel selbst sah dem Augenblicke, welchen er fürchtete und wünschte — denn ihn trieb die Liebe zur Kunst eben so sehr, als ihn Liebe zu seinem Mädchen fesselte — mit starkmüthiger Fassung entgegen, und erlaubte sich keine unzeitige Weichheit; denn er war es ja, der die Lieben durch sein Scheiden betrübte, und der es deßhalb auch für seine Pflicht hielt, durch seinen Muth den Andern Beyspiel und Stärkung zu seyn.

So trat er denn an diesem verhängnißvollen Morgen, völlig zur Reise angethan, in's Gemach des Meisters, der seiner wartete, indeß

die Frauen in der Küche, in welche man durch ein Fenster der Wohnstube sehen konnte, das letzte Abschiedsmahl bereiteten, und Agathe vor herabströmenden Thränen oft nicht sah, was sie that. Nun traten auch sie mit dem Frühmahl herein, man setzte sich zum Essen; aber es schien eben Niemand als der Vater das Bedürfniß der Nahrung zu fühlen. Da schlug es auf dem Thurme der nächsten Kirche sechs Uhr, und Schoreel stand hastig auf. Alle folgten. — Der Augenblick der Trennung war da. Noch einmahl blickte der Jüngling mit nassen Augen um sich, die wohnliche Stube mit dem mächtigen Himmelbette, den bebilderten Ofen, den kleinen Hausaltar, und oben den Verschlag, von dem das schneeweiße Bettchen der jungfräulichen Geliebten herab leuchtete, recht zu betrachten und in's Gemüth zu fassen.

Ach! sagte er endlich, wie von einer schmerzlichen Ahnung überwältigt: Wann und wie werde ich das Alles wiedersehn?

Wir hoffen in drey Jahren höchstens, erwiederte der Meister, und Gott, der uns zusammen führte, wird uns auch wohl gnädig am Leben erhalten und gesund bleiben lassen. Ich rechne, daß Du ein Jahr etwa in den burgund'schen und

Rheinstädten Dich aufhalten werdest, ein Jahr oder nicht völlig brauchen werdest, um Deutschland zu durchreisen, und etwas mehr als ein Jahr gebe ich Dir für das schöne Welschland, wo jetzt die Künste überhaupt, aber vor allem unsere edle Mahlerkunst im rechten Flor steht. Dann kommst Du wieder, und mit Gottes Hülfe empfangen wir Dich in demselben Zimmer, und —

O mein Gott! fiel die Mutter ein: Drey Jahre! Du sprichst das mit solcher Zuversicht aus. Wer weiß, wer von uns in drey Jahren noch lebt!

Drey Jahre! seufzte Agathe: Ach, das ist ja eine Ewigkeit! Nein, Vater, so lange kann Schoreel nicht von uns wegbleiben. Was wollten wir denn die ganze Zeit ohne ihn machen?

Ich danke Dir, Agathe, sagte der Jüngling lebhaft gerührt: — Aber der Vater hat nur zu sehr Recht. Drey Jahre! Ich sehe eine Welt von Arbeiten und Kenntnissen vor mir — o es ist mir wundersam zu Muthe. Es drängt mich hinaus, zu wirken, zu lernen, mir einen Nahmen zu machen, das, was in mir auf und ab wogt, darzustellen, daß die Welt es sehe, mit mir fühle, mich als Meister

rühme. — Und dann — indem sein Blick in Thränen sich auf Agathen wendete, und sein Ton sich schmerzlich hob — dann hält mich's doch wieder hier, und ich meine, das Herz müsse mir zerreissen, wenn ich fort soll von dieser Stelle.

Der Jüngling barg das Gesicht in den Reisemantel, Mutter und Tochter schluchzten. Endlich brach der Meister das Schweigen. Es heißt nichts, hub er an, seinen Schmerz so lange beschauen, er wächst Einem riesengroß unter den Augen auf. Also faßt Euch, Kinder! Gott im Himmel sieht überall auf uns nieder, auf den Schoreel, er mag am Rhein, an der Donau, oder jenseits der Alpen im heiligen Rom wandeln, so wie hier auf uns im wasserreichen Vaterland. Hoffet, Kinder! Hoffet auf den Herrn! Ich sage mit dem verständigen Mann im Evangelium: Ist euere Sache von Gott, so wird sie bestehen, was auch die Welt, die Entfernung, die Zeit dagegen beginnen mag; ist sie nicht von Gott, so hätte sie Euch ja ohnedieß nicht beglückt. Und somit — scheidet! Er drängte Schoreel gegen die Thüre. Der Schimmel scharrt draußen im Boden, sagte er, das Gepäck ist besorgt — und mit weicherer

Stimme setzte er hinzu: Geh', mein Sohn Johannes!

Mein Vater, mein Vater! schrie der Jüngling in der heftigsten Bewegung, und warf sich an des Meisters Brust. Dann riß er sich schnell los, umarmte Agathen, drückte einen Kuß auf ihre Stirn. Meine Braut! rief er, und Mutter! indem er der Matrone die Hand reichte — und fort war er.

Agathe lief ihm nach. Der Vater hielt sie zurück: Was soll das? Willst Du den Burschen, die draußen seiner harren, um ihm das Geleit zu geben, ein Spektakel machen? Willst Du ihn noch mehr erweichen? Er braucht all das Bißchen Kraft, das er noch hat. Geht in die Kirche, sie läuten zur Frühpredigt.

Mit diesen Worten schüttelte der Meister seiner Frau die Hand, legte die Rechte auf seines Kindes Haupt, betrachtete sie liebevoll und sagte: Geh', Agathe, geh'! An der heiligen Stätte wirst Du Deinen Schmerz leichter tragen. Die Frauen nahmen Schleyertuch und Schaube, der Meister hohlte den Mantel vom Nagel, und bald umfing sie die Kirche zum heiligen Nikolaus, wo noch in dieser frühen

Stunde kaum die Kerzen am Altar die Dämmerung erhellten.

Schoreel hatte nun die Stadt im Rücken. Seine Mitschüler, die ihm das Geleit gegeben, und neben dem langsam Reitenden gewandelt hatten, waren unter lautem Aberufen innerhalb der Ringmauern zurückgekehrt, mit welchen Maria von Burgund die Stadt hatte umgeben lassen, um sie vor den Angriffen der mächtigen Grafen von Holland zu schützen. — Der Jüngling fand sich ganz allein auf der weiten Ebene, wo im Dämmerlichte des Morgens noch die Nebel mit dem kommenden Tage kämpften, und eine unlustige, feuchte Luft ihn umfing. So trübe und unlustig lag auch die Welt und das unbekannte Leben vor ihm, in das er nun hinaus mußte. Aber allmählig ward es helle, jetzt entbrannten die Wolken in Osten, die Sonne kam, und zerstreute Schatten und Nebel. Das Leben erwachte in den Dörfern, durch die sein Weg ihn führte, sein Geist arbeitete sich aus der trüben Befangenheit empor. Die lieblichen Ansichten reinlicher, gut gebauter Häuser, wohlgepflegter Gärten, freundlicher, fleißiger Landleute, die mit Pflug oder Herden auf's Feld zogen, bildeten in des Mahlers Blick allerley klei-

ne niedliche Bilderchen, mit passender Staffage, und wie die Sonne höher gestiegen war, und die Luft durchwärmt hatte, stieg er ab, band sein Pferd an einen Baum, setzte sich im Schatten desselben nieder, und zeichnete, was seinen Augen gefiel.

Diese Beschäftigung zerstreute ihn auf's angenehmste, und gab ihm allmählig die nöthige Heiterkeit wieder, um seine Reise mit Lust fortzusetzen. Sein erster Weg war nach Leyden zu Meister Lukas, von dieser Stadt also genannt. — Hier gab er sein Empfehlungsschreiben ab, ward achtungsvoll aufgenommen, mahlte unter des Meisters Aufsicht, der ihm gern seine Erfahrungen mittheilte, und zog dann wieder weiter von Stadt zu Stadt, von Meister zu Meister, worüber denn das volle Jahr, welches Meister Cornelis ihm in Gedanken dazu angewiesen, und noch ein paar Monathe dazu verstrichen, während welcher er bey jeder Gelegenheit freundliche Grüße und Erinnerungszeichen an die Lieben in Amsterdam schickte. Das königliche Brüssel, in welchem endlich, nach langem Harren, die glänzendsten Anstalten zu dem nahen Empfange des nunmehr erwählten und gekrönten Kaisers gemacht wurden, und wo Schoreel den berühmten

Meister Johann Mabüse besuchen wollte, hatte er zum letzten Punkt der niederländischen Städte erwählt, um so gleichsam seiner Reise im Vaterlande mit dem Ende derselben eine glänzende Krone aufzusetzen.

Es war ein heiterer Abend im Beginne des Frühlings, wie er zuerst im Goldschimmer der untergehenden Sonne, welche sich zu seiner Rechten in die Meeresfluth hinab senkte, die Mauern und Thürme der prächtigen Hauptstadt erblickte. Herrlich strahlten die Kreuze auf den vielen Kirchen von ihren Zinnen herab, aber noch blendender ergoß sich das Licht von der colossalen Statue des heiligen Michaelis auf dem Rathhause, der als Patron der Stadt von diesem hohen Standpunkte aus gleichsam das Gebieth, das er zu schützen hatte, überblickte, und die Strahlen seiner Huld und Wachsamkeit von allen Seiten darüber ausströmte. Da erhoben sich Thürme und Palläste, da lagen herrliche Gärten, theils vor, theils in der Stadt, und ragten mit den frisch belaubten Wipfeln über die Wälle und Dächer hinaus. Ein Fluß, der im Abendgolde durch die hellgrünen Saatfelder floß, verlor sich dort innerhalb der Mauern der Stadt; hier glitten Schiffe auf demselben

und auf den Canälen, die das ebene Land durchschnitten; beladene Wagen kamen von allen Seiten, die Bedürfnisse der zahlreichen Bewohner herbey zu führen. Leben, Wohlstand, Thätigkeit herrschte überall, und sprach angenehm an Schoreels Geist, der vergnügt in dem freundlichen Anblick sein Pferd langsamer traben ließ, und sich an der Fülle der Gegenstände um ihn her weidete.

So in Gedanken vertieft, gewahrte er eine kleine Schaar fröhlicher Gesellen nicht, welche hinter ihm in derselben Richtung auf die Stadt zuschritten, und sie wahrscheinlich vor der annahenden Dämmerung erreichen wollten. Es hatte mehrere Tage viel geregnet, und noch diesen Mittag ein Gewitter gegeben, die Fahrstraße war grundlos, und nur ein Rain, der etwas erhöht neben den Feldern hin lief, trocken. Auf diesem Pfade ritt Schoreel langsam hin, und hielt auch wohl sein Pferd zeitweise an, um des Eindrucks, den die Gegend auf ihn machte, mit voller Seele zu genießen. Plötzlich erweckte eine tiefe volle Mannsstimme, die hinter ihm erscholl, ihn aus seinen Träumen.

„Schert Euch fort, mit Eurer Mähre da, von dem einzigen Weg, der für Fußgänger bleibt!“

Diese trotzige Anrede regte Schoreels Unmuth auf. Er wandte sich rasch um, und erblickte einen kräftigen Mann von mittleren Jahren und bedeutenden Zügen, dessen Kleidung eben so zierlich als bunt, und von gesuchtem Geschmacke war. Wamms und Unterkleider von hellgelbem Stoff waren um Hüften und Schultern vielfach gepauscht und geschlitzt, aus welchen Schlitzen, mit silbernen Schnüren umrändert, hochrother Atlas puffte. Ein himmelblauer Mantel, kurz, aber so weit zugeschnitten, daß das eine Ende, wenn es dem Eigner beliebte, über die Brust und die andere Schulter geschlagen, noch von dieser herab hing, und so den ganzen Oberleib einhüllte, war ringsum mit schwarzen Sammtstreifen drey bis vier Mahl besetzt. Für diesen Augenblick hing er über der rechten Schulter des Mannes, und ließ den übrigen Anzug sehen, den eine reiche Faltenkrause, ein breites Schwert, und eine burgundische Mütze von dunkelrothem Sammt, mit Gold verbrämt, vollendete, und der ganzen Figur ein auffallendes aber nicht ungefälliges Ansehen gab. Die übrigen Begleiter schienen seine Diener, oder sonst in abhängigem Verhältnisse

gegen ihn zu seyn; denn das erschien aus dem Benehmen, das sie gegen ihn beobachteten.

Die Straße ist für Einen wie für Alle, antwortete Schoreel, und mir beliebts auch nicht, durch den Schmutz zu reiten.

Zum Henker! Platz! rief der Mann zum zweyten Mahl, indem er jetzt schon dicht hinter Schoreel stand.

Hättet Ihr mich höflich darum begrüßt, erwiederte der Jüngling, so wäre ich gern gewichen; jetzt thue ich's nicht.

Mordelement! rief der Unbekannte, und griff mit der Rechten in den Korb seines großen Raufschwertes.

Schoreel hatte unterdessen Zeit gehabt, den Mann näher in's Auge zu fassen, und er glaubte nicht zu irren, wenn er ihn für etwas vom Weine erhitzt hielt; das schien wenigstens die lebhafte Röthe, welche sein ganzes Gesicht bedeckte, und der starre, etwas trübe Blick der Augen zu beweisen. Er bedachte, daß mit einem Betrunkenen zu rechten, keines verständigen Mannes Sache sey, und war schon bereit, nachzugeben, als Jener wirklich die Klinge entblößte, und mit einem Schimpfwort dem fremden Reiter zuschrie, sich zu wehren.

Ha! rief dieser, meint Ihr's so! Ihr sollt Euren Mann an mir finden; und mit diesen Worten schwang er sich vom Sattel, bath einen der Begleiter seines Gegners, das Pferd indessen zu halten, warf den Reisemantel ab, und schickte sich mit ruhigem Muthe an, Gewalt durch Gewalt zu vertreiben, und den ungezogenen Forderer nach Verdienst zu behandeln. Aber jetzt drängten die jungen Leute sich um ihren Führer, und suchten diesen zu begütigen, der mit jedem Worte, welches sie sprachen, wilder zu werden, und sich beynahe mit dem Blut seiner Anhänger den Weg zu dem Fremden bahnen zu wollen schien. Hört doch! rief jetzt der Älteste unter ihnen, der zugleich das meiste Ansehen gegen den Meister behauptete, hört doch ein vernünftiges Wort, Mabüse! Der Fremde scheint ein billiger Mann; erlaubt, daß Einer von uns ihn um den Weg begrüße —

Mabüse! rief Schoreel bestürzt und freudig: Mabüse? Ihr seyd der berühmte Mahler, den ich aufsuche? — Nein, mit Euch schlage ich mich nicht. Und damit stieß er sein Schwert in die Scheide, nahm dem Jüngling das Pferd ab, führte es am Zaum auf die Seite, und sagte:

Schreitet vorwärts, Meister! und fern sey es von mir, Euch etwas in den Weg zu legen.

So erhitzt Mabüse war, und so sehr der Wein seinen gesunden Verstand umnebelt hatte, war er doch besonnen genug, die schmeichelhafte Wendung, die der Streit genommen, und die Wirkung, welche die bloße Nennung seines Nahmens hervorgebracht, wohlgefällig zu bemerken. Daß es keine Ausflucht der Feigheit war, hatte des Fremden entschlossenes Betragen bewiesen, und Mabüse nicht ohne Verwundern in dem blonden Jüngling mit dem blassen Gesichte einen männlichen Sinn erkannt.

„Und wer seyd denn Ihr?“ fragte er mit milderem Ton.

„Ich nenne mich Johannes Schoreel, bin ein Mahler,“ erwiederte der Jüngling, „und habe einen Brief von meinem Meister Jakob Cornelis für Euch.“

„Vom alten Cornelis?“ rief dieser lebhaft, „und Ihr seyd der wackere Schoreel, von dem in den niederländischen Städten so viel Rühmens ist? Nun, es freut mich, es freut mich! Geht nur gleich mit uns nach der Stadt hinein, und mit Vergnügen biethe ich Euch meine Wohnung als Absteigquartier an.“

„Nicht also!“ erwiederte Schoreel, dem diese ehrenvolle Einladung das jugendliche Gesicht mit Purpur der Freude und Beschämung deckte, indem er sich verneigte — „nicht als Euer überlästiger Gast, als Euer Schüler wünsche ich in Eurer Werkstätte Aufnahme zu finden.«

„Das ehrt mich und Euch, junger Mann,“ entgegnete Mabüse mit gefälligem Stolze: „Ihr werdet mein Schüler heißen, und diese da, er wies auf seine Begleiter, werden Manches von Euch lernen.“

Mit diesen Worten ergriff er Schoreel beym Arm, und schickte sich an, mit ihm fortzuschlendern; aber dieser ruhte nicht, bis der Meister sein Pferd bestieg, um damit nach der Stadt zu reiten; er selbst folgte zu Fuße mit den Schülern nach, und so hielten sie unter fröhlichen Gesprächen, die Mabüse ziemlich laut vom Pferde herab mit den nachfolgenden Jünglingen pflag, ihren Einzug in die Stadt.

Hier machte die schöne Bauart der Häuser, Paläste, Kirchen, die zierlichen Gärten, Springbrunnen u. s. w. auch in der Nähe einen sehr angenehmen Eindruck auf Schoreeln, und gern hörte er 'zu, wenn der Meister vom Pferde herab die Gegenstände nannte, an denen sie

hier vorbey kamen, und mit lautem Rühmen von der Schönheit der Stadt, dem Reichthum der Bewohner, von den sieben Pfarrkirchen, sieben Thoren, sieben öffentlichen Brunnen, und sieben Pallästen der sieben vornehmsten Familien sprach, welche einst die sieben gleichzeitigen Gebiether von Brüssel waren.

Jetzt bog der Zug in eine breite Straße, und vor ihnen stand der Pallast des Marquis van der Veeren, bey welchem Mabüse sich damahls aufhielt, und welcher dem Haushalt dieses Herrn, der an seinem kleinen Hofe einen Philosophen, einen Dichter, einen Mahler, und — vielleicht auch einen Hofnarren hielt, mit seinem ausgezeichneten Nahmen neuen Glanz zu verleihen diente. Mabüse entließ am Thor die übrigen Schüler, welche nur, nach der Sitte der damahligen Zeit, wo Alles, auch die Kunst zunftmäßig getrieben wurde, jeden Morgen kamen, um unter des Meisters Anleitung und für ihn zu arbeiten. Schoreeln führte er die Marmorstufen einer prächtigen Freytreppe im Hofe hinauf, und durch mehrere lange Gänge und Säle, wo sie verschiedene Bediente des Hauses mit ihren Verrichtungen beschäftigt fanden, bis in den fernen Flügel, den er bewohnte,

und in welchen eine Wendeltreppe an der andern Seite des Hofes sie schneller gebracht haben würde, wenn nicht Mabüsens Eitelkeit einen Triumph darin gefunden hätte, seinem neuen Bekannten eine blendende Idee von dem Reichthum und der Größe des Hauses zu geben, welchem er in diesem Augenblicke diente, oder besser, das er verherrlichte.

Mabüse's Wohnung bestand aus ein Paar anständigen Gemächern, wovon eines zur Werkstätte eingerichtet war; in dem andern, das ihm zum Schlafen und Ankleiden diente, herrschte bey einzelnen Zeichen von Pracht und Geschmack eine solche Unordnung und Verwirrung, ein solches Zusammenstellen oder Übereinanderwerfen der widersprechendsten Gegenstände, daß Schoreel auf den ersten Anblick ein deutlicheres Bild von der Denkweise des Bewohners erhielt, als die längste mündliche Beschreibung nicht hätte geben können.

Mabüse rief auf den Gang hinaus. Ein Diener, in die Farben des Marquis und seiner Gemahlinn, folglich einen Ärmel, die Hälfte des Wammses und einen Fuß roth, das übrige des Anzuges blau gekleidet, erschien. Diesem befahl er Alles zum Empfange seines Gastes zu-

zurichten. Aber Schoreeln war nicht wohl zu Muthe bey diesem Befehl. Seinem stillen, geregelten Sinn widerte der Ausdruck von Liederlichkeit, den hier Alles trug. Viel lieber hätte er sich in einem Gasthofe oder rechtlichen Bürgershause eingemiethet; doch war jetzt nichts mehr zu thun, wenn er den Meister nicht beleidigen wollte. So wurde er denn ein Stubengefährte desselben, nachdem Mabüse jede Einwendung, welche der Jüngling machte, ob denn der Herr Marquis auch mit dieser Vermehrung seines Haushaltes zufrieden seyn würde, auf eine Art beseitigt hatte, welche zeigte, daß er entweder in jedem Falle auf die Zustimmung des Herrn zählen, oder sich's herausnehmen dürfe, sie zu umgehen.

Abends führte er Schoreeln ohne weitere Umstände bey der Tafel ein, an welcher die höhern Offizianten des Hauses, die Frauen und Hoffräulein der Marquise, jener Dichter, Philosoph und Mabüse selbst, ihren Platz hatten. Schoreel konnte bald bemerken, daß sein Meister ein großes Übergewicht über die Tischgenossen ausübte, die Gesundheiten ausbrachte, das Gespräch leitete, kurz, den Ton angab. Auch der Jüngling sah sich durch ihn in ein vortheilhaftes

Licht gestellt, und besonders von dem weiblichen Theil der Gesellschaft mit Aufmerksamkeit und Wohlgefallen betrachtet. Am andern Morgen stellte ihn Mabüse dem Marquis vor, der ihn gnädig aufnahm, und zu dem Meister sagte: es wäre ihm nicht unlieb, seine Dienerschaft gerade jetzt mit einem so bedeutenden Mitglied vermehrt zu sehen. Obwohl nun Schoreel nicht eigentlich verstand, was der Marquis damit meinte, so fühlte er sich doch durch diese Bemerkung, und durch dessen herablassende Hoheit nicht unangenehm angesprochen, und über seinen Eintritt in dieses Haus mehr beruhigt, als er es gestern gewesen.

Ein neues Leben begann nun für ihn. Er sah Mabüse's Arbeiten, und fand einen ihm ganz fremden Geist darin. Es war der italische Hauch, der sie beseelte, es war die südliche Natur, und die Bekanntschaft mit der Antike; denn Mabüse war in Welschland gewesen, hatte in Florenz und Rom die Werke der damahligen ersten Künstler gesehen, und sich vor Allem von Michel Angelo's mächtigem Geiste angezogen gefühlt. Erstaunt, verwirrt starrte der Jüngling diese Gemählde an, von denen Manche noch zu sehen sind; diese nack-

ten Gestalten, die seinen bisherigen Begriffen widerstrebten, diese heidnischen Gottheiten, diese allegorischen Figuren, die er sich erst erklären lassen mußte. Er konnte das meisterliche in der Ausführung nicht verkennen; doch sprach nichts davon ihn an, und sein innerstes Wesen blieb kalt, das so oft von den Werken eines van Eyk, oder Hemmeling und Anderer aufs tiefste angeregt worden war.

Auch des Meisters eigne Art zu seyn kam dem Jüngling seltsam vor, und wenn er sich gleich sagen mußte, daß nicht alle Menschen mit dem gleichen Maße zu messen seyen, und ein so achtbares Haus, wie das des Meisters Cornelis, nicht leicht wieder zu finden seyn werde, so war doch gar zu Vieles an Mabüse, was Schoreels Begriffen von Recht und Unrecht widerstrebte. Sehr ungern begleitete er ihn in seine Trinkstuben oder zu wilden Gelagen bey ähnlich gesinnten Kameraden. Hier, wo sich Trunkenheit und rohe Sitte in ihrem abschreckendsten Lichte zeigten, und nicht selten blutige Händel vorfielen, wurde des Jünglings Börse, so wie seine Klinge mehr als einmahl von Mabüsen in Anspruch genommen, und wenn dieser sich in recht schlimme

Dinge verwickelt hatte, mußte Jener für ihn zahlen, oder gar sich für ihn schlagen.

Auch das sehr glänzende und geräuschvolle Leben in dem Hause des Marquis van der Veeren, welches jetzt noch unruhiger als sonst geworden war, sagte ihm wenig zu. Man erwartete einen überaus hohen Besuch, zu dessen Empfang der Marquis mit eben so viel Pracht als sinnreicher Anordnung alle Anstalten treffen ließ. Herr von Chievres, der Erzieher des jetzigen Kaisers, ein Niederländer von Geburt, war nahe mit dem Hause van der Veeren verwandt. Der Kaiser kam, wie er es schon lange versprochen, nach beendigter Krönung in seine Erbstaaten, wo Alles seiner Ankunft mit Liebe und Freude entgegen sah, und der Marquis hatte seine Schritte gemacht, um es dahin zu bringen, daß Karl unter den wenigen Tagen, die für seinen Aufenthalt in Brüssel bestimmt waren, einen, oder wenigstens einen Mittag im Hause des Marquis zubringen, und so diesem die hohe Ehre erweisen würde, einen so erlauchten Gast zu bewirthen, wodurch sich denn zugleich in den Niederlanden der Ruhm dieses Tages und des Marquis verbreiten mußte.

Da er nun so ziemlich bestimmt auf die Er-

füllung dieses Wunsches rechnen konnte, hatte er das ganze Haus mit echt niederländischer Nettigkeit von unten bis oben fegen, alle Zierathen desselben glänzend herstellen, und an Küche- und Kellervorräthen herbeyschaffen lassen, was nur Kostbares im Umkreis von vielen Meilen zu haben war, und was die nächsten Seehäfen lieferten, wohin reitende Bothen gesandt worden waren. Alle seine Leute mußten neu und kostbar gekleidet werden, das ganze Haus war von unruhiger Geschäftigkeit bewegt, und auch in Mabüses Werkstatt drang die Unruhe. Der Schneider kam vom Marquis, um ihm das Maß zu einem prächtigen Anzuge zu nehmen, wozu ihm der Haushofmeister einen schweren Seidendamast von blendendem Weiß eingehändigt hatte. Schoreel war gegenwärtig, wie der Kleiderkünstler eintrat, er sah den Stoff, er hörte von den Anzügen der übrigen Hausgenossen, und er fand es schicklich, ja nothwendig, hier auch nicht zurück zu bleiben. So bestellte er einen Anzug von violettnem Sammt, an den Hüften und Schultern mit weißem Atlas geschlitzt, den gleichen Mantel mit weißem Seidenzeuge gefüttert, zierliche Schnabelschuhe von gelbem, glänzendem Leder, und ein schwarzes Barett mit gleichen

Federn. Es sollte ein edler bescheidener Anzug seyn. Mabüse trieb seinen Scherz mit dem Meister, der etwas schwächlich und ängstlich, nach der Art seines Handwerks war, und wußte es dahin zu bringen, daß er fortging, und den Stoff zu dem neuen Kleide da ließ. Schoreel fragte erstaunt, ob denn Mabüse sich sein Kleid selbst machen wolle?

Das nicht! rief dieser lachend, aber der schöne Seidenzeug soll sich aus den schönen Silberfluthen (er hatte ihn ausgebreitet, und ließ das glänzende Gewebe im Sonnenstrahl spielen) in rothe Fluthen des besten Burgunderweines verwandeln.

Ich verstehe Euch nicht, erwiederte Schoreel noch erstaunter.

Das ist auch gar nicht nöthig, lachte jener: Was Du nicht verstehst, sollst Du sehn und schmecken. Jetzt lebe wohl! Mit diesen Worten packte Mabüse den Stoff zusammen, machte ein Bündel davon, und schritt zur Thüre hinaus. Da wandte er sich noch einmahl um und rief: Heute Abends sehen wir uns bey van der Gruys im Keller, er hat gestern köstlichen Wein bekommen. Ich zähle auf Dich! Er ging. Wüster Mensch! dachte Schoreel, ging kopf-

schüttelnd an seine Staffeley, und überzeugte sich immer mehr, daß er und der Meister nicht für einander paßten, und seines Bleibens hier nicht lange seyn würde.

Es vergingen noch einige Tage, die Mabüse theils vor der Staffeley, theils in wilder Gesellschaft bey Trinkgelagen und Händeln zubrachte, und Schoreel wartete nicht ohne Besorgniß, wie der Streich mit dem Seidenstoffe ausgehen würde; denn daß ihn Mabüse verkauft, und das gelöste Geld vergeudet hatte, war ihm unzweifelhaft.

Der Marquis war unterdessen mit dem wichtigsten und größten Theil seiner Anstalten fertig geworden, und vor Allem waren die Gemächer, welche zum eigentlichen Apartement des Kaisers bestimmt wurden, mit wahrhaft kaiserlicher Pracht geschmückt. Schon fingen seit ein paar Tagen einige Gäste vom höchsten Adel aus der Nachbarschaft an, sich einzufinden, die der Marquis eingeladen, um die Gesellschaft recht zahlreich und glänzend zu machen; und da der Pallast sich füllte, auch auf den Gängen und in den Gärten, die ihn umgaben, edle Gestalten in gewähltem Anzuge Schoreeln begegneten, fand er es nöthig seine gewohnte

einfache Tracht mit den Prunkgewändern, die er sich für diese Gelegenheit hatte machen lassen, zu vertauschen, und so ging er am Morgen desselben Tages, wo man den Monarchen zu Mittag erwartete, in seinem Sammtanzuge, und durch diesen, so wie durch den feinen Anstand, der ihm eigen war, einem jungen Ritter ganz ähnlich, in den Garten hinab, um sich am Anblick des Tulpen- und Hyazinthenflors, der in diesen Tagen in voller Blüthe stand, zu weiden.

Es war ein anmuthiger Platz an einer einsamen Stelle des Gartens, nicht weit von den Gewächshäusern und künstlichen Beeten, auf welchen der Blumen liebende Fleiß der Niederländer die schönsten Pflanzen zog. Eine Reihe von blühenden Kastanien bildete ein weites Rund, in dessen Mitte ein Wasserbecken lag, das den feinen Strahl hoch in die Lüfte spritzte. Rings um das Becken waren nun die Beete voll Hyazinthen und Tulpen, mit Rasenstreifen untermischt, nach ihren Farben kunstreich angelegt, daß sie sich wie ein bunter, köstlicher Regenbogen um dasselbe herum zogen, und eine solche Fülle von brennenden Farben und lieblichen Düf-

ten die Sinne umfing, als sey hier Florens Reich aufgethan.

Schoreel trat in das helle Rund, und erblickte nicht ohne Verwunderung zwey Frauen, welche früher noch als er, den Platz gesucht hatten. Es war eine ältere und eine jüngere Dame; denn daß sie das seyen, zeigte ihr Anzug. Die Ältere zwar im weiten dunkeln Oberkleid, und den Kopf mit dem in breiten Falten gelegten weißen Schleyer verhüllt, sah ganz alltäglich aus; desto lieblicher floß ein buntgeblümter Seidenstoff um die schlanken Glieder des jungen Frauenzimmers, und zeigte vorn an der Brust, wo er nicht ganz schloß, das schneeweiße Morgenkleid. Auf dem Kopfe trug sie eine kegelförmig gestaltete Mütze von reichem Stoffe, von deren Spitze der feine weiße Schleyer herab wallte, den die Frauen damahls der rauhen Luft oder anderer Ursachen wegen, nach Bedürfniß um Wangen und Mund zusammenziehen und sich verhüllen konnten, der aber heute an dem lieblichen Frühlingstag nur den Mayenlüften ein anmuthiges Spiel both. Unverhüllt konnte Schoreels Künstlerauge die edlen Umrisse des Gesichts, den zarten Schmelz der Wangen, und das Gold der üppigen Locken sehen, die,

noch nicht von Kamm und Eisen bezwungen, am Morgen in aller ihrer Fülle sich über die Schultern verstreuten. Das leichte Geräusch, welches sein breites Schwert auf dem Sande des Bodens machte, bewog die Frauen umzusehen, und nun strahlten Schoreeln ein Paar so milder braunen Augen unter dunkeln Wimpern mit so feuchtem Glanze an, daß er sich gestehn mußte, vielleicht nie eine anziehendere Gestalt gesehen zu haben.

Er verbeugte sich anständig; aber viel zu ehrerbiethig, um die Frauen in ihrem Lustwandeln zu stören, wandte er sich schnell, beugte in eine andere Allee ein, und gab den Vorsatz auf, die Blumenbeete zu betrachten.

Wer war das? fragte nun das jüngere Frauenzimmer.

Wahrscheinlich einer der Ritter, die hier sind, um den Kaiser zu empfangen, antwortete ihre Begleiterinn.

Ich habe nicht bald so viel Anmuth und edlen Ausdruck in einer Gestalt gesehen, die man weder schön noch ansehnlich nennen kann, versetzte Jene, indem ihr Blick dem Fremden folgte, und sie noch lange durch die Zweige der Allee das Leuchten des violetnen Sammtkleides sehen

konnte, das sie für diesen Augenblick mehr anzog, als die Blumen auf den Beeten vor ihr. Vergebens machte ihre Begleiterinn sie bald hier bald dort auf eine besonders schöne Hyazinthe oder Tulpe aufmerksam; sie hörte zerstreut, antwortete kaum, und trieb, wie die Glocke in der Hauskapelle zur Messe tönte, jene fortzugehn, um in's Schloß zurückzukehren.

Sobald die Andacht geendet war, eilte Jedermann sich in den besten Staat zu werfen, denn zur Essensstunde gegen eilf Uhr wurde der Kaiser erwartet. Ganz Brüssel war in froher Hast aufgeregt, auf allen Gassen, die zum Hause des Marquis van der Veeren führten, strömte das Volk ab und auf, und im Pallaste selbst ordneten sich die Bewohner nach Rang und Würden, um den hohen Gast geziemend zu erwarten. Oben in den Sälen versammelten sich die hochgebornen Freunde und Verwandten des Herrn vom Hause in größtem Staate; denn sie waren bestimmt, mit ihm, wenn der Monarch sich nähern sollte, denselben am Gitterthor, das den Hof einschloß, zu empfangen. Auf dem Balkon über der großen Freytreppe, die mit zwey Armen von edler Bauart in den Hof hinab reichte, dem Eingang des Gitters gegenüber stan=

den die Damen, und unter ihnen die Schöne, welche Schoreel am Morgen gesehen, im reichsten Putz. Unterhalb der Treppe war die Dienerschaft des Marquis in ihren Prunkanzügen, und unter ihnen der Philosoph, der Dichter und Mabüse hingereiht, dessen Kleid von weißem Damast von dem herrlichsten Muster und geschmackvollsten Schnitt, an seiner stattlichen Figur die Andern tief in Schatten stellte. Im Hofe selbst aber, den ein weit ausgebogenes eisernes Gitter, mit Mauerpfeilern untermengt, und mit hell blinkenden goldenen Knäufen geziert, von der Straße trennte, standen und gingen die geringern Edelleute, Vasallen und Anhänger des Hauses, und unter diesen befand sich Schoreel. Es war für die Dame vom Garten schon von übler Vorbedeutung, den Gesuchten, welchen sie den Veilchenritter nannte, nicht unter den vornehmen Gästen zu finden, die sich in den obern Sälen versammelten. Es that ihr Leid, ihn dort zu sehen, wo er war; dennoch tröstete sie sich damit, daß er nicht zur Dienerschaft des Hauses gehörte, und wahrscheinlich ein geehrter fremder Besuch war. Denn das bemerkte sie wohl, indem ihr Auge ihm unablässig folgte,

daß diejenigen, die mit ihm sprachen; ihn mit einer gewissen Auszeichnung behandelten.

Jetzt erhob sich von fern ein dumpfes Getöse, das allmählig lauter wurde, und näher kam. Jetzt unterschied man das jubelnde Vivatrufen der Menge, und den Hufschlag vieler Pferde. — Alles Geräusch, das bisher wie ein brausendes Meer auf und ab gewogt hatte, verstummte — und nur der leise Ruf: Der Kaiser kommt! Karl kommt! der Enkel unserer Marie kommt! flüsterte von Nachbar zu Nachbar. Jetzt war das Vivatrufen bis in die Nähe des Pallastes gedrungen — der Marquis eilte mit seiner Begleitung die Treppe herab und über den Hof, um seinen hohen Gast vor dem Thore desselben zu erwarten, das sich nun öffnete, und in demselben Augenblicke erschien auch der Zug der Kommenden vor dem Gitter. Zuerst einige von der spanischen und deutschen Leibwache, in ihrer eigenthümlichen Tracht zu Pferde, dann, von Offizieren des höchsten Ranges umgeben, der Kaiser selbst, eine schlanke, edle Gestalt, im schwarzen spanischen Kleide, das hier und da mit goldenen Agraffen und Knöpfen zusammen gehalten war, unter der reichen weißen Halskrause die schwere Kette

des goldenen Vließes auf der Brust, und den Degen mit goldenem Griff an der Seite. Das ernste, etwas bleiche Gesicht umkreisete unter dem schwarzen Barett kurzgelocktes blondes Haar, ein eben solcher Bart sproßte auf dem jugendlichen Kinn und um die Wangen, und aus den hellblauen Augen blickte scharfer Verstand und reife Überlegung. Es war eine Gestalt und Züge, welche Achtung und eine gewisse Scheu gebothen haben würden, wenn sie auch nicht von diesem fürstlichen Pomp umgeben gewesen wären, und dennoch lag um den leise geöffneten Mund, und in manchem düstern Ausblick der Augen eine gewisse Schwermuth, welche diese Scheu milderte, indem sie zu sagen schien: Dieser hochgestellte Fürst ist dennoch ein Mensch, denn er kennt den Schmerz.

Des Kaisers Roß stand still, mit ihm Alle des ganzen Zuges. Der Marquis trat vor, um seinen Monarchen zu bewillkommnen, den Steigbügel zu ergreifen, und ihm beym Absteigen vom Pferde behülflich zu seyn. Freundlich nach allen Seiten grüßend trat Karl in den Schloßhof, und noch freundlicher ward seine Miene, als er den Kranz der schönen Frauen sah, die wie ein blühend Tulpenbeet auf dem hohen

Söller standen. Sein Blick blitzte über sie hin, er verneigte sich gegen sie, und man mußte gestehn, daß die Würde des Fürsten und die zierliche Sitte des Ritters sich recht anmuthig, sowohl in diesem Gruße, als in dem ganzen folgenden Benehmen des jugendlichen Monarchen gegen das schöne Geschlecht vereinigte.

Nun stieg der Kaiser die Treppe hinauf. Unter vielen Schönen, die sich hier fanden, war Schoreeln schon früher diejenige aufgefallen, die er am Morgen im Garten gesehen, und sie war auch jetzt wieder die hervorleuchtendste Gestalt. Ein kleines Barett von hellrothem Sammt mit Edelsteinen besetzt, drückte die hellgold'nen Haare, die zu beyden Seiten in schweren Locken auf die Schultern fielen, ihr Kleid, ebenfalls von hellrothem Sammt, umspannte den schönen Busen zur Hälfte, und war vorn mit einer Spange von Edelsteinen gehalten, die andere Hälfte deckte ein Hemdchen von durchsichtigem Flor, in ganz kleine Falten gekniffen. Dem aufgesprungenen Granatapfel in seiner Fülle und Pracht gleich, öffneten sich die weiten, rothen Sammtärmel, am inneren Theile des Armes lang geschlitzt, und mit goldenen Spangen lose gehalten, und zeigten die bauschigen Unterärmel

von goldgesticktem weißen Atlas. Von den Hüften aber und bis an die Knöchel umwallte der blendend rothe Stoff die zierliche Gestalt, und folgte ihr bey jedem Tritte in einer langen Schleppe. Es war ein Anzug, der einer Königinn geziemt hätte, auch überglänzte sie alle ihre Gefährtinnen, und feßelte auf den ersten Blick des Kaisers Auge, der einen Moment bey ihr stehen blieb, und sie wie eine Bekannte mit einigen freundlichen Worten begrüßte.

Schoreel hatte sie wohl früher bemerkt, und die holde Erscheinung wieder erkannt. Auch konnte er nicht umhin, schon vor der Ankunft des Kaisers öfters auf den Söller, auf die schönen Frauen, und auf die schönste von ihnen, die ihm besonders merkwürdig war, zu schauen. Jetzt bemerkte er die Art, wie Karl sie grüßte und anredete, und fragte einen Nebenstehenden um den Nahmen der Dame im rothen Sammtkleide. Das ist ein Fräulein von Desenitz aus Kärnthen, erwiederte dieser; eine reiche Erbinn und einzige Tochter. Nicht wahr ein schönes Geschöpf?

Fürwahr, sehr schön! entgegnete Schoreel: Aus Kärnthen? Das ist ein weit entferntes Land. Wie kommt sie hierher?

Ihr Vater — dort steigt er eben die Treppe herauf, der im dunkelgrünen Kleide mit Gold, antwortete der Andere — lebt oft am Hofe des Erzherzogs Ferdinand in Wien. Daher mag sie auch der Kaiser kennen. Habt Ihr gesehn, wie gnädig er mit ihr sprach? Er ist nicht unempfindlich für weibliche Reize, wie man sagt.

Ein ritterlicher Herr, sagte Schoreel, tapfer und verständig, edel und huldreich.

Ja, ja, das ist er; ein echter Niederländer. Ist er doch unter uns gebohren und erzogen!

Aber Ihr habt mir noch nicht gesagt, wie das kärnthnerische Fräulein nach Brüssel —

Ey, seht doch! die scheint Eure Aufmerksamkeit ganz besonders erregt zu haben. Nun, ich will Euch sagen, was ich weiß. Das Fräulein von Desenitz soll ein gar besonders geistreiches und begabtes Frauenzimmer seyn, sie soll Verse zu machen und Bilder zu mahlen verstehn. Der Vater hat ihr einen eigenen Meister deßwegen aus Italien kommen lassen. Sie ist sein Augapfel, die Mutter hat sie längst verloren, da thut ihr der Alte nun, was sie will. Und weil sie Lust bezeigte, die Arbeiten unserer Meister zu sehn, brachte er sie zur Äbtissinn von Mons, die eine weitläufige Verwandte seines und die-

ses Hauses ist, und jetzt hierher, um die Festlichkeiten zu sehen.

Eine Künstlerinn? rief Schoreel lebhaft aus: Eine Mahlerinn? Nun, das gestehe ich, wenn ich das heute Morgen hätte ahnen können — er brach ab, um nicht etwas zu sagen, das ihn vielleicht in der nächsten Minute gereut hätte; ohnedieß waren der Kaiser und die Damen schon vom Balkon verschwunden, und Alles, was im Hofe war und hoffen durfte, im Speisesaal einen geziemenden Platz zu finden, eilte nun dahin, um den Kaiser mit den Ersten des Landes an der Tafel zu sehen.

Auf allen Gallerien, in allen Vorsälen wimmelte es von Menschen. Viele hatten sich begnügen müssen, den Zug des Hofes nach dem Tafelsaale in einem der Vorzimmer zu sehen. Einigen Gewählteren, und unter diesen Schoreeln, dem seine Kunst und seine Persönlichkeit ein näheres Anrecht gaben, war ihr Platz am untern Ende des Tafelsaales angewiesen. Obwohl schon ein paar Wochen im Hause, hatte Schoreel doch die eigentlichen Prunkzimmer, durch die er jetzt ging, nie gesehen. Sie überraschten ihn durch ihre Herrlichkeit, seine Augen schweiften fröhlich von einem Gegenstand zum

andern, und so betrat er endlich mit mehreren Edelleuten von geringerem Range, den Speisesaal, wo bereits die hohen Gäste an der hufeisenförmigen Tafel Platz genommen hatten. Das Gemach war ungemein lang, verhältnißmäßig breit, und ringsum an allen Wänden mit auserlesenem Holze getäfelt, in welches Bilder von den besten Meistern aus der Heiligen- und Profan-Geschichte eingepaßt waren, und den Raum zwischen ihnen füllte reich vergoldetes Schnitzwerk aus. Die vordere lange Seite des Saales schien von unten bis oben Ein großes Fenster, indem bloß schmale, hölzerne Rahmen den Raum in gleiche Felder theilten, und der helle Frühlingstag längs der ganzen Wand, unten durch klare Scheiben, weiter oben aber in den spitzzulaufenden Bogen durch Wappen, Blumen oder andere Schildereyen, in brennenden Farben auf die Tafeln gemahlt, in das herrliche Gemach drang.

Mitten an der Tafel stand unter einem Baldachin von purpurfarbnem Sammt mit Gold besetzt, ein eben solcher Lehnstuhl, auf welchem Karl saß. Nach Rang und Würden eingetheilt, in geziemender Entfernung nahmen die übrigen Gäste ihre Plätze an der Tafel ein, und der

Marquis that sich nicht wenig auf sein Marschallamt, hier Alles nach den Forderungen der genauesten Etikette eingerichtet zu haben, zu Gute. Rechts an der Wand, ungefähr in der Mitte des Saales, in einer Vertiefung, ebenfalls mit Sammt ausgeschlagen und mit Gold verbrämt, erhob sich die Credenz, ein hohes Gerüste, wo in mehreren Reihen übereinander, Becher, Schüsseln, Krüge und Flaschen aus Gold, Silber, Krystall, Elfenbein von der kunstreichsten Arbeit, und zum Theil mit edlen Steinen besetzt, standen, und von dem fürstlichen Reichthum des Besitzers zeugten. Zahllose Diener, Pagen, Hausoffizianten erfüllten den Raum zwischen der Tafel und Credenz, indem sie mit Auf- und Abtragen der Speisen, Füllung der Becher u. s. w. beschäftigt waren. Unter ihnen erblickte Schoreel seinen Meister, am Tische aber, dem Kaiser fast gegenüber, das Fräulein von Desenitz, dessen Blicke, so wollte es ihm seine Eitelkeit zuflüstern, ihn suchten, wenn öfters, als vielleicht nöthig war, das schöne Haupt sich um die Schulter wendete, um von einem Diener etwas zu fordern. Dann begegnete ihr Blick des Jünglings Blicken, und der seine sank zu Boden, während ein feuchter Strahl des ih-

rigen bis in sein Innerstes zu dringen, und ein antwortendes Gefühl entflammen zu wollen schien. Unmöglich war es Schoreeln, diesem Zauber zu widerstehen, sein Auge haftete an der göttlichen Gestalt, an dem Liebreiz der Bewegungen, an der Melodie dieser reinen Stimme, die er manchmahl deutlich zwischen dem verwirrten Gebrause vernahm, das ihn umschwirrte. Der Kaiser in all seiner Pracht, die zahlreiche Versammlung verschwand aus seinen Blicken, er sah nur sie, und nur den feuchten Strahl des braunen Auges, der sein Herz wie mit Pfeilen glühender Sehnsucht berührte.

In diesem Momente hatte sich Mabüse, der zur persönlichen Bedienung des Kaisers bestellt war, und dem der Genuß des köstlichen Weines, welchen er unbemerkt an der Credenz genascht, den Kopf erhitzt hatte, Schoreeln genähert, und ihn mit derben Scherzen aus seinen Träumereyen geweckt. Unmuthig fertigte ihn der Jüngling mit kurzen Antworten ab; aber Mabüses Augen folgten den verrätherischen Blicken seines Schülers, und seinem Kennerauge entging weder die hohe Schönheit der Dame im rothen Sammtkleide, noch das geheime Spiel, das hier verliebte Blicke trieben.

Alle Teufel! flüsterte er halblaut: Das ist ein schönes Weib! eine Venus! eine Juno! Sie hat den Liebreiz von jener, und die Hoheit von dieser. Nun, Johannes, ich wünsche Euch Glück!

Wozu? rief der Jüngling erröthend und unwillig.

Zu des schönsten Weibes Gunst, versetzte Mabüse lachend: Seht nur, wie sie herschielt, o ich habe ihr lange zugesehen, und wahrlich! Ihr seyd zu beneiden. Das ist etwas anderes als Meister Cornelis dämische Agathe.

Dieß einzige Wort gab dem Jüngling seine ganze Besinnung wieder. Das Bild der einfachen Geliebten stieg vor ihm empor, er sah sie im netten, schwarzen Anzug, wie sie beym letzten Abschied vor ihm stand, das lichtblonde Haar unter dem weißen Häubchen verborgen, den Busen mit dem schneeweißen Halstuch verhüllt, und den Blick des dunkelblauen Auges in schmerzlichen Thränen auf ihn gerichtet.

Ich danke Euch, Meister Mabüse! rief er plötzlich, drückte des Meisters Hand, und verließ den Saal. Dieser sah ihm verwundert nach, aber indem er ihm nachgehen, und ihn über den räthselhaften Sinn seiner Worte befragen woll-

te, hörte er sich leise rufen. Es war der Haushofmeister, der ihn ersuchte, sich sogleich zu des Herrn Marquis Sitze zu verfügen, welcher ihm etwas zu sagen habe.

Mabüse gehorchte. Se. Majestät haben nach Euch gefragt, flüsterte der Mann im Hingehen, er hat Euren prächtigen Anzug bewundert, und will ihn näher sehen.

Nun, das wird gut werden, sagte Mabüse für sich: Nur Muth und Entschlossenheit! Er folgte dem Hausoffizianten zu dem Marquis; dieser erhob sich, winkte Mabüse ihm zu folgen, und näherte sich dem Sitze des Kaisers, um demselben in dem so geschmackvoll gekleideten Diener den trefflichen Meister Johann von Maubeuge, einen Unterthan Sr. Majestät und großen Künstler in der Mahlerey vorzustellen.

Karl empfing den Meister huldreich, ließ sich in ein Gespräch über einige seiner Arbeiten ein, die er wohl kannte, und kam endlich auf den Gegenstand, um dessenwillen er ihn hatte rufen lassen, den herrlichen Anzug. Der Kaiser selbst mußte ihn loben. Mabüse antwortete mit bescheidener Verbeugung, daß er sich glücklich schätze, wenn seine geringe Kunst den Beyfall der höchsten Majestät erlange.

Eure Kunst? fragte der Kaiser: Jetzt war ja die Rede von Eurem Kleid. Laßt doch sehen! Der Damast ist gar herrlich. Er winkte Mabüse näher, dieser trat furchtlos heran, der Kaiser faßte den Stoff, der mit wunderschönen Ranken und Blumen ein Gewebe von unvergleichbarer Art vorstellte, prüfend mit zwey Fingern — und ließ ihn eben so schnell erstaunt fahren; denn was er in der Hand gehabt, war Papier.

Beym Himmel, das ist ja Papier? rief der Monarch.

Euer Majestät aufzuwarten, erwiederte Mabüse mit tiefem Bückling.

Papier? fuhr der Marquis erstarrt auf.

Papier? Papier? wiederhohlten die Gäste, und bald verbreitete sich die Neuigkeit von einem Ende der Tafel zum andern.

Aber wie kommt das? rief Karl lachend: Herr Marquis, sind mehrere Eurer Leute so gekleidet?

Der Marquis wußte nicht, ob er in das Lachen, das sich bereits in der ganzen Versammlung zu äußern begann, einstimmen, oder dem kühnen Künstler zürnen sollte. Aber Mabüse verneigte sich noch einmahl vor dem Monarchen, in dessen Mienen, das sah er wohl, kein Unmuth

erschien, und erzählte nun auf seine Art, wie er den allzu schweren Damast, welchen er von dem Herrn Marquis erhalten, einem Liebhaber überlassen, und dafür, um sich auch in seinem Anzug als Mahler zu beweisen, dieses unscheinbare Papier durch seine Kunst zu einem würdigen Gegenstand für die Aufmerksamkeit des ersten Monarchen der Christenheit erhoben habe.

Über diese sinnreiche Erklärung lachte der Kaiser, daß ihm die Thränen in die Augen traten, alle Gäste lachten mit, Mabüse mußte von Stuhl zu Stuhl gehen, und seinen Papier-Damast bewundern lassen; endlich lachte der Marquis auch, und verzieh den tollen Streich, der einen so erwünschten Ausgang gehabt hatte; denn Karl versicherte, daß er seit langem keine so vergnügte Mahlzeit gehalten, als heute, und der Marquis fand seinen Stolz durch die Zufriedenheit des erhabenen Gastes auf das höchste geschmeichelt.

Während dieß im Speisesaale vorging, hatte Schoreel, einen allzu gefährlichen Gegenstand fliehend, sich in die Stille der Gärten geflüchtet. Hier rief er Agathens Bild in sich hervor, er verglich ihren zarten Reiz mit diesem blendenden, ihre jungfräuliche Schüchtern-

heit mit dieser sieggewohnten Zuversicht. Er fragte sich selbst, wohin dann eine Liebe, die sich in der Brust eines Bauernsohnes aus einem holländischen Dorfe gegen die Erbinn eines erlauchten Nahmens und fürstlicher Güter entzündete, führen könnte? Er beschloß daher, die verführerische Nähe zu meiden, und erneuerte sein Gelübde ewiger Treue gegen die abwesende Geliebte. Eine Stunde oder drüber mochte er so in der Einsamkeit zugebracht haben, als ein athemloser Diener ihn erreichte, mit dem Auftrage, ihn ins Schloß zurück zu rufen, weil der Herr Marquis seiner bedürfe. Schoreel folgte dem Diener in einen zweyten, ebenfalls reich verzierten Saal, wo nach der Mahlzeit der Kaiser nebst einigen der Vornehmsten aus der Gesellschaft, sich mit der Betrachtung von Mabüses Gemählden unterhielt, die der Meister hier auf verschiedenen Staffeleyen aufgestellt hatte. Schoreel trat ein, der Marquis eilte auf ihn zu und führte ihn zum Kaiser.

Bey seinem Eintritt wandten sich alle Blicke der Anwesenden nach ihm hin, und ach! unter ihnen auch zwey braune Sterne, denen er so gern entflohen wäre, die er nur mit innerer Bewegung wieder sah. Sein sehr anständiger An-

zug, das angenehme Veilchenblau des Stoffes, bescheiden und edel, wie des Jünglings ganzes Wesen, die blonden Locken, welche das feine, etwas blasse Gesicht umgaben, und zierlich geringelt, zu beyden Seiten auf den Spitzenkragen fielen, der Ausdruck einer edleren Natur, der sich in seiner ganzen Haltung offenbarte, nahmen zu seinem Vortheil ein, ehe er noch etwas von seinen Arbeiten gezeigt hatte. Er schien in Allem das Widerspiel Mabüses, der stark und rüstig von Gestalt in mehr als reifem Mannesalter, in Aussehen und Sitten eine kräftige, aber gemeine Natur beurkundete.

Karl V. begrüßte Schoreel gütig, er verlangte etwas von seinen Arbeiten zu sehen, da ihm der Marquis gesagt, daß er noch einen bedeutenden Künstler unter seinem Dache beherberge. Schoreel, nachdem er nicht ohne Schüchternheit dem Monarchen für diese aufmunternde Gnade gedankt, entfernte sich, um seine Bilder zu hohlen. Mabüse erboth sich ihm zu helfen, und Schoreel konnte die Beschützermiene wohl bemerken, womit dieser ihn behandelte, und sich gern das Ansehen gegeben hätte, als hätte Jener, was er geleistet, seinem Unterrichte zu verdanken.

Die Bilder wurden gebracht. Es war ein Altarblatt mit Flügelthüren, wozu Schoreel noch die Cartons im Hause seines Meisters entworfen hatte. Die heilige Jungfrau, an deren gottgeweihter Schönheit die Zeit machtlos vorüber ging, ruhte auf dem Mittelstück sterbend, auf einem mit schönen Umhängen verzierten Bette, ihre zarten Züge, wie von der Nähe der bessern Welt verklärt, ihr Auge wie vor dem Glanze des geöffneten Paradieses geschlossen, rings um sie die heiligen Apostel in verschiedenen Stellungen, alle höchst charakteristisch, so wie des Jünglings frommes Gemüth die bezeichnenden Züge, welche uns die heiligen Bücher aufbewahren, treu gefaßt und auf seiner Tafel wieder gegeben hatte. Es war ein Bild voll Andacht, Unschuld und Liebe, und Karl und die übrigen Zuseher erkannten in diesem Werk einen Geist, der sich in Allem von den Arbeiten Mabüses unterschied.

Lange schwankte das Urtheil der Versammlung hin und her, von Mabüses Gemählden voll Kraft, üppigen Formen und glühendem Colorit, zu den reinen Gebilden, die einer höhern Welt entlehnt, das Herz nur allmählig ergriffen, aber dann auch bleibend fesselten, und jene stille Be=

ruhigung in der Seele zurück ließen, welche die eigentliche Wirkung jedes Kunstwerks seyn sollte. Ein Herz war vor Allem tief davon ergriffen, aber diesem erschien auf den Gemählden noch eine andere Bedeutung, die einen verletzenden Stachel hinterließ. Hildegard von Desenitz, die selbst mit bedeutender Fertigkeit mahlte, hatte schon Mabüses Bilder mit lebhaftem Antheil betrachtet, und eine Weile den Mißmuth darüber vergeßen, den die plötzliche Entfernung eines gewissen Gegenstandes ihrer Blicke aus dem Speisesaal ihr verursacht hatte. Wie angenehm aber war ihre Überraschung, als noch von einem zweyten Meister, der sich hier aufhielt, gesprochen, dieser gerufen wurde, der Veilchenritter eintrat, und sie ihn nun als einen jener begünstigten Sterblichen ankünden hörte, die ihrer Ansicht nach weit über Allem standen, was durch Geburt und Reichthum ausgezeichnet war. Nun wurden seine Bilder gebracht, sie sah ihn neben den Tafeln stehn, mit dieser jugendlichen Schüchternheit, und doch diesem stillen Selbstgefühl, das seiner Haltung etwas so Edles gab; sie faßte den reinen Geist, der in dem Entwurfe des Bildes waltete, und fühlte sich wie auf Flügeln der Andacht empor getragen. Gern hätte

sie ihren Beyfall laut gezollt; da sie dieß aber nicht wagte, stand sie mit brennenden Blicken, mit gehemmtem Athemzug vor den Bildern, und faßte jeden Zug in ihre Seele. Vor Allem fiel ihr der sanfte Reiz im Gesichte der heiligen Jungfrau auf, und es wollte sie bedünken, als läge mehr Eigenthümliches in diesen Zügen, als gewöhnlich heilige Bilder enthielten. Eine leise Ahnung sagte ihr, es könne wohl Porträt seyn. Und es war so schön! Dann forschte sie weiter, und glaubte auf einem andern Bilde, auf dem eine Rittersfrau mit ihrer Tochter knieete, und eine Heilige schützend hinter dieser stand, in den Zügen dieser Letztern ebenfalls wieder jene Eigenthümlichkeit, und eine Ähnlichkeit mit dem Gesichte der Mutter Gottes zu finden. Das berührte sie auf eine höchst unangenehme Weise; sie wollte sich Gewißheit verschaffen, und als jetzt der Marquis sich an sie, als eine Künstlerinn, um ihr Urtheil wandte, spendete sie den Bildern das lebhafteste Lob, erhob vor Allem die Schönheit jener beyden Gestalten, und sagte, indem ihr Auge von der Seite fest auf Schoreeln gerichtet war: Ich weiß nicht, ob ich irre, aber mich dünkt, zwischen der heiligen Jungfrau und jener Heiligen eine auf-

fallende Ähnlichkeit, und überhaupt eine solche Eigenthümlichkeit der Formen zu bemerken, die viel eher auf ein Conterfei, als auf eine bloße Idee schließen lassen.

Nun richtete Alles von Neuem seine Aufmerksamkeit auf diese Bilder, man fand die angedeutete Ähnlichkeit, und Hildegard erntete das Lob des weiblichen Scharfblicks. Aber diesem Scharfblick war auch das schnelle Erröthen des Künstlers und die kleine Verlegenheit nicht entgangen, womit er auf Befragen hinwarf: Es sey wohl nur Zufall, oder vielleicht eine Lieblingsform der Darstellung, wie ja die Werke jedes Künstlers, wenn man sie untereinander vergleiche, zu zeigen pflegen.

Das Gespräch wandte sich wieder auf die Bilder überhaupt. Hildegard fühlte sich verstimmt, und verließ bald darauf den Saal. Sie war nicht die Einzige, die sich mit einem Dorn im Herzen aus dem Gemach entfernte. Mabüse war tief verletzt durch das laute allgemeine Lob, welches des Jünglings Arbeiten geworden war, und das, er konnte sich's nicht verhehlen, die gerechte aber ruhige Anerkennung, welche seine Gemählde gefunden hatten, weit übertraf. Schon hatte er es ungern gehört, daß der Marquis,

um seinen erlauchten Gast auf's Beste zu unterhalten, der Anwesenheit Schoreels im Pallaste erwähnt hatte; doch hatte er noch gehofft, durch den Umstand, daß der Jüngling für seinen Schüler gelten konnte, sich den größten Theil des Verdienstes anzueignen. Ein Zufall, welcher verrieth, daß Jener erst seit einigen Wochen bey Mabüse arbeitete, zerstörte auch diese Hoffnung. Mabüse sah sich und seine Arbeiten über denen des Jünglings auf einige Augenblicke vergessen, er verließ den Saal, wo ihn nicht sogleich Jemand vermißte, stürmte auf sein Zimmer, riß den papiernen Staat, den er mit Unwillen betrachtete, vom Leibe, warf den Alltagsmantel über, und suchte wie gewöhnlich in einer Schenke Vergessenheit seines Verdrusses, und geneigte Zuhörer für die erbitterten Reden, die über Schoreel, den Marquis, endlich sogar über den Kaiser und die ganze Gesellschaft, denen er Allen zusammen allen Kunstsinn und alle Kenntnisse absprach, seinem Munde entströmten.

Der heitere Frühlingstag hatte indessen der Dämmerung Platz gemacht. Karl, nachdem er alle Seltenheiten und Schätze im Hause, wie in den Gärten des Marquis besehen, hatte den Aufbruch seiner Suite befohlen, sich von seinem

beglückten Wirthe beurlaubt, und den Rückweg in seinen Pallast angetreten, eben so vom Freudenruf der Menge begleitet, wie am Morgen bey seiner Ankunft. Die Gäste, welche nur für diesen Tag gekommen waren, und nicht wie Herr von Desenitz und einige wenige Andere im Pallaste wohnten, folgten dem Beyspiele des Hofes, und entfernten sich ebenfalls, der Marquis und seine Gemahlinn zogen sich in ihre Gemächer zurück, die Hausbedienten zerstreuten sich, um das gebrauchte Geräthe wieder in seine alte Ordnung zu bringen. Es wurde stille im Schloße, und über den weitläufigen Gärten, die noch vor wenigen Stunden von einer glänzenden Gesellschaft belebt gewesen waren, erhob sich der Vollmond, und verschönerte die Einsamkeit und das Schweigen, das jetzt in denselben herrschte.

Hildegard hatte, von ihrer ältern Verwandten begleitet, die ihr zur Ehrenhüterinn diente, noch eine Weile nach dem Abzuge der Gesellschaft den dämmernden Garten durchstreift, und den Gedanken Raum gegeben, die ihre Brust beunruhigten. Sie konnte das Bild des Jünglings, wie er ihr diesen Morgen erschienen war, wie sie ihn nach Tische als hochgeehrten Künstler neben seinen Werken hatte stehen sehen, nicht ver-

bannen, was auch ihre Vernunft und ihr Stolz dagegen einzuwenden hatten. Es war auch, so wie Hildegard über Kunst und Künstler dachte, nicht eigentlich sein Beruf, oder seine Geburt, was ihr am störendsten erschien, es waren jene unseligen holden Züge in den Gesichtern der beyden Überirdischen, von denen sie das meiste für ihre schwach aufkeimende Hoffnung fürchtete.

Indessen war es ganz Nacht geworden, und der starke Thau, der aus den vielen Wasserparthien des Gartens, und aus der ganzen feuchten Umgegend sich erhob, nöthigte die Frauen, ihre Zimmer zu suchen. Herr von Desenitz und seine Muhme überließen sich bald dem Schlafe, der nach dem geräuschvollen Tage nicht ermangelte, sich auf ihre Augenlieder zu senken. Im Vorsaal schnarchten bereits die Pagen, nur Hildegard fand keine Ruhe auf dem weichen Pfühl. Eine innere Unruhe hielt sie wach, sie stellte sich an's Fenster, und blickte in den Garten hinab, der im Mondenschimmer so still und heimlich vor ihr lag, und sie wie mit Sehnsuchtsbanden hinab in seine dämmernde Einsamkeit zog. — Da dünkte es sie, Saitenklänge zu vernehmen, die aus einem fernen schattigen Theil des Gartens erst leise, dann immer stärker zu ihr

empor klangen. Es war eine Laute, und sie wurde mit geübter Hand gespielt. Im Schutze der Stunde, welche die Bewohner des Hauses im Schlummer fesselte, schien es der Sänger gewagt zu haben, in diesem einsamen Theile des Gartens seiner Liebe zur Musik oder seinen Klagen freyen Lauf zu lassen. Jetzt glaubte Hildegard ihn in den Gebüschen wandeln zu sehen, und die Gestalt zu erkennen. — Die Weise war sanft, schwermüthig, zuweilen mischte sich leise eine wohlklingende Tenorstimme ein. Was hätte sie nicht darum gegeben, die Worte des Liedes zu vernehmen; denn daß es Schoreel war, der in dieser Stunde eine zweyte Kunst der Musen mit glücklichem Erfolge trieb, ward ihr allmählig unzweifelhaft.

Die Töne klangen jetzt eine Weile in gleicher Entfernung, sie sah auch den Sänger nicht mehr durch die Gebüsche wandeln, und da ihr einfiel, daß eben in dieser Gegend des Gartens der Hyacinthenflor sich ausbreitete, wo sie heute Morgens jene Erscheinung zum erstenmahl erblickt, da sie sich erinnerte, um das Wasserbecken herum Steinsitze gesehen zu haben, wo es sich bequem ruhen, und die schöne Mondbeleuchtung an dem bedeutenden Orte betrachten ließ, so

zweifelte sie nicht mehr, daß Schoreel sich dort niedergesetzt habe, daß seine Laute von dem Platze her, auf dem er ihr zuerst begegnet, zu ihr herauf töne, und ein gefälliger Gedanke entspann sich aus dem andern. — Ihre Hoffnung regte die ermatteten Flügel wieder, und tausend schmeichelhafte Vorstellungen umgaukelten sie.

In diesem Augenblicke glaubte sie eine tiefe, rauhe Männerstimme zu vernehmen, die dem Sänger zurief, und sogleich verstummten die Lautentöne und der Gesang. Die Männer sprachen lebhaft, sie erkannte deutlich des Jünglings Stimme, der gelassen, aber fest einem schmähenden Unbekannten antwortete.

Seht mir einer den Gecken an, den Jungfernknecht! rief die rauhe Stimme: da sitzt er und macht Nachtmusik vor den Fenstern seiner Schönen. — Geht auf Euer Zimmer, hier habt Ihr nichts zu thun.

Vor wessen Fenster? rief Schoreel: Ich weiß nicht, wer hier wohnt.

Das macht einem Andern weiß, grollte die rauhe Stimme, in welcher Hildegard jetzt Mabüsen zu erkennen glaubte: Man kennt Eure Künste schon; solche Wohldienereyen sind es, solche geckenhafte Alfanzereyen, womit man thö=

richte Weiber und unwissende Große berückt, und das Lob davon trägt, das der rechten Kunst gebührt, die aber freylich sich solcher Kniffe schämt.

Mabüse, Ihr werdet beleidigend! rief der Jüngling erhitzt — und Hildegard zitterte an ihrem Fenster.

Fühlt Ihr Euch getroffen? schrie der Andere: Ja freylich, kein Veilchenritter bin ich nicht, wie man Euch nennen hört, und um solchen Firlefanz — er schlug auf die Laute, daß sie dröhnte — bekümmere ich mich auch nicht.

Geht, rief Schoreel mit einer Stimme, an der man die gewaltsame Mäßigung erkennen konnte: Geht zu Bette! Der Wein spricht aus Euch — ich will Eure Ungezogenheiten deßhalb nicht rügen, wie ich sollte.

Rügen? Ihr, Bube! gegen Euren Meister? rief Mabüse außer sich vor Wuth: Wartet, ich will Euch mit der flachen Klinge züchtigen.

Das ist zu viel! rief Schoreel, und Hildegard hörte gleich darauf Degen klirren. Außer sich vor Angst, und ohne die Folgen ihres Schrittes zu bedenken, warf sie Schleyer und Mantel über sich, und wollte hinabeilen, die Kämpfenden zu trennen; es galt ja ein Menschenleben. Zu ihrem Schrecken fand sie die Thüre des Vor-

saales geschlossen. Sie beschloß, die Pagen zu wecken, die in demselben schliefen. Es brauchte lange, bis die schlaftrunkenen Knaben fassen konnten, was ihre erschrockene Gebietherinn wollte; aber den Schlüssel zum Vorsaale hatte der Stallmeister, und dieser schlief in ihres Vaters Zimmer. Immerhin! rief die angstvolle Hildegard: Weckt ihn — und auch meinen Vater, wenn es nöthig ist! Ich weiß, er opfert gern die Ruhe um einem Morde vorzubeugen. Das Geräusch hatte Herrn von Desenitz schon geweckt, er trat in den Vorsaal, und sah mit Erstaunen seine Tochter und die erwachten Pagen. Man erklärte ihm, was zu befürchten sey, er schüttelte bedenklich den Kopf. „Ich fürchte," sagte er, „wir mischen uns in Händel, die uns nichts angehen, und werden wenig Dank davon haben." Aber Hildegard hörte keine Einwendung, sie zog den Vater fort, die Thüre wurde aufgeschlossen, man eilte in den Garten in das bezeichnete Gebüsch. Es war alles still, Niemand zu hören oder zu sehen. Schon wollte der Vater sich über die Geschichte lustig machen, und seine Tochter eine Träumerinn schelten, als einer der Pagen, der den freyen Platz im Mondschein untersuchte, ausrief: „Hier ist eine Spur von Blut!"

Diese Worte ergriffen Hildegard mit Eiseskälte; sie war nicht vermögend, sich dem Platze, den der Knabe bezeichnete, zu nähern. O welches Blut war es wohl, und was war geschehen? Die Pagen machten sich nun auf ihres Herrn Befehl davon, der Spur zu folgen; sie leitete gegen die andere Seite des Hauses, wo die Mahler wohnten, und verlor sich an der Treppe, die in die obern Gemächer führte. Hildegard zitterte so, daß ihr Vater sie führen mußte; er nahm Alles für Wirkung des Schreckens, und suchte das Mädchen zu beruhigen, indem man ja, wenn irgend einer der Kämpfenden schwer verwundet gewesen wäre, ihn doch hätte finden, und überhaupt mehr Lärmen im Schlosse hören müssen.

Alles legte sich wieder zu Bette — aber Hildegard konnte nicht schlafen. Verworrene Bilder bestürmten ihre Einbildungskraft; was Mabüse gesprochen, welchen Argwohn er gegen Schoreeln geäußert, war ihr wohl im Gedächtnisse geblieben; und mußte sie sich nicht selbst sagen, daß wenigstens, wenn Schoreel den Eindruck theilte, den der vergangene Tag in ihr hervorgebracht, er sich nicht anders benehmen konnte? Mitten durch Angst und Sorge flüsterte eine

schmeichelnde Hoffnung ihr liebkosend zu, und erst, nachdem schon der Morgenstern in Osten flimmerte, schlossen sich ihre müden Augen.

Es war heller Tag, und die Sonne stand schon hoch am Himmel, als sie endlich erwachte. Ihr erster Gedanke war der Mahlerjüngling und die Begegnisse der vorigen Nacht. Aber die Klarheit des Tages übte ihre Macht auch über Hildegards Geist. Sie schämte sich der unbedachtsamen Hast, womit sie vor einigen Stunden ihre Leute aus dem Schlafe geschreckt, und vielleicht mehr verrathen hatte, als ihr lieb war. Vorsichtig schwieg sie also gegen ihre Frauen, wie diese kamen, sie anzukleiden; denn das konnte sie wohl vermuthen, daß, wäre ein Unglück oder nur irgend etwas von Bedeutung im Schlosse vorgefallen, man es ihr erzählen würde. Es wurde nichts erzählt, nur von dem gestrigen Tage, dem jungen Monarchen, und den Herrlichkeiten des Festes gesprochen.

Auf ihr Bitten legte sich der Vater auf Kundschaft, ohne jedoch etwas von dem nächtlichen Abentheuer zu verrathen; auch er hörte nichts, was Hildegards Muthmaßungen bestätigen, oder Aufklärung über den dunkeln Vorfall geben konnte. So mußte sie sich in Geduld

fassen, bis die Eßglocke ertönte, welche um eilf Uhr alle Bewohner des Schlosses zur Tafel rief. Man versammelte sich, die Tischgenossen nahmen Platz, die Dienerschaft trat ihre Verrichtungen an, keiner der beyden Mahler zeigte sich, und Hildegard war ungewiß, ob sie nur heute fehlten, oder sonst auch nicht zu erscheinen pflegten. Da vernahm sie unweit von sich ein Gespräch, das ihre ganze Aufmerksamkeit fesselte. Der Marquis erwähnte eines unangenehmen Vorfalls, und der Gast an dessen Seite erwiederte:

„Und wißt Ihr die Ursache seiner Entfernung, gnädiger Herr!“

„Durchaus nichts Gewisses,“ erwiederte der Marquis. „Nur vermuthe ich, daß ein Streit mit seinem Meister die Veranlassung gegeben.“

„Mit Mabüse? das ist sehr möglich. Mabüse ist ein roher und aufgeblasener Mensch.“

„Ich weiß nicht, ob Ihr gestern bemerktet, wie sichtlich unzufrieden dieser mit dem Beyfall war, welcher Schoreeln in so reichem Maße, selbst von Sr. k. Majestät gespendet wurde? Die Künstler sind ein gar eifersüchtiges und reitzbares Völkchen. Ich habe es Mabüse sogleich ange-

sehen, er verließ den Saal mit fast unartiger Heftigkeit."

„Wirklich? Ich war zu sehr mit den Bildern beschäftigt, um auf das Acht zu haben, was sonst vorging."

„Und heute Nacht —" hier senkte der Marquis die Stimme, so daß Hildegard nur mit Mühe verstand — „heute Nacht soll es zum Zank, und endlich gar zu den Waffen zwischen den beyden Mahlern gekommen seyn. Der junge Mensch soll einer Schönen, die er sich, ich weiß nicht in welchen Regionen des Schloßes, ausersehn, ein Ständchen haben bringen wollen. Mabüse kam dazu und störte ihn; die Gelegenheit zum Zank war bey dem Halbbetrunkenen und Erzürnten bald gefunden. Schoreel muß aber mit dem Degen so gut als mit dem Pinsel umzugehen wissen; denn Mabüse soll an einer ziemlich tiefen Armwunde darnieder liegen, die er für die Folge eines Falles von der Treppe gibt, und Schoreel war ganz heiler Haut, als er heute Morgens sich in meinem Vorzimmer einfand, um sich Gehör bey mir auszubitten, und mir sein Anliegen zu eröffnen, daß nähmlich eine wichtige Nachricht, die er so eben erhalten, ihn nöthige, auf der Stelle fortzureisen."

„Und ist er fort?“

„Schon vor mehr als zwey Stunden. Er benahm sich so anständig, wie man es sonst nur bey Personen von Geburt zu finden gewohnt ist, und vergaß doch den Unterschied nicht, der zwischen ihm und mir war. Auch redete ich ihm liebreich zu; denn es schien, als habe er seinen Entschluß nicht ohne innern Kampf gefaßt; als thäte es ihm leid zu scheiden. Er erkannte meine Gnade, dankte mir sehr verbindlich für die Güte, mit der ich ihm erlaubt, sich in meinem Hause aufzuhalten, versprach, wenn er Deutschland und Italien durchreist haben würde, wieder zu kommen, aber er beharrte auf seinem Entschlusse.“

„Es ist Schade! Schoreel hat ein schönes Talent, und ich fürchte, man macht ihn uns in einem der beyden Länder abwendig. Die Fürsten lieben es jetzt, sich mit Künstlern und ausgezeichneten Menschen zu umgeben. Das ist besonders in Italien der Fall, und das bringt auch die Künste zu dem hohen Flor, in dem sie dort stehen.“

„Ich verliere ihn ungern. Meine Absicht, als ich ihn hier aufnahm, war eine gleiche. Ich hätte gewünscht, ihn in Brüssel fest zu halten.“

„Und Mabüse? — Oder dachtet Ihr beyde zu behalten?“

„Es ist auf Mabüse nicht zu zählen. Ein toller Kopf, ein wüstes Leben! Denkt nur an die ärgerliche Geschichte gestern mit dem papiernen Kleid! Er hatte den Damast verkauft, verspielt, was weiß ich! Es war ein Glück, daß es der Kaiser von der lächerlichen Seite nahm. Mit Schoreeln wäre so was nie geschehen, der würde meinem Hofstaat in jeder Rücksicht Ehre machen.“

Das Gespräch der beyden Herren wandte sich nun auf andere Dinge. Hildegard fühlte ihr Innerstes zerrissen. Sie aß nicht mehr, sie versank in finstere Gedanken, vergebens redeten die Zunächstsitzenden sie an, kaum daß sie hörte ob man sprach. — Er war fort! Sie wußte nicht wohin, noch ob sie ihn je in ihrem Leben wieder sehen würde. O wie viel lieber hätte sie ihn verwundet, aber in ihrer Nähe gewünscht, als jetzt, da sie den ersten Laut von ihm vernahm, zu erfahren, daß er bereits mehrere Meilen weit sey.

Ihr Aussehen mußte Jedermann auffallen. Die Base redete sie an, der Vater sah besorgt auf sie hin, man konnte nichts Anderes denken,

als daß sie krank sey. Mit Mühe erwarteten der Vater und Hildegard das Ende der Tafel. Sein erstes Wort zu ihr war eine Frage nach ihrem Befinden. Befremdend starrte sie ihn an und antwortete nicht. Er wiederholte seine Frage: „Ist Dir nicht wohl, mein Kind? Du siehst so bleich aus.“

Auch die Base trat hinzu. „Sie hat keinen Bissen gegessen, und nur einige Mahle schwer geseufzt,“ sagte diese: „Redet doch, Hildegard, sagt, was Euch fehlt?“

„Was mir fehlt?“ rief diese jetzt, wie aus einem Traum erwachend: — „O Gott! was mir fehlt? Alles! Alles! doch nein! — mir fehlt nichts. Ich bin gesund. Laßt mich, Base! Ängstet Euch nicht, Vater! Es geht vorüber, gewiß, ich bin nicht krank, ich bedarf nichts als Ruhe.

Es hatten sich mehrere Personen um sie gesammelt, denn ihr verändertes Aussehen war Jedermann aufgefallen. Diese allgemeine Aufmerksamkeit peinigte sie, die Thränen traten ihr in die Augen. „Fürwahr!“ rief sie heftig: „Mir fehlt nichts, ich bitte um nichts, ich bedarf nichts als Ruhe.“

Man ließ sie gehen. Sie eilte aus dem Saa-

le, Vater und Base folgten ihr. Aber sie sah sich nicht um. Schneller als jene ihr folgen konnten, flog sie durch die Gemächer, über die langen Gänge in ihr Zimmer, schloß es ab, warf sich aufs Bette, und brach nun in das lange und schmerzlich verhaltene Weinen aus, das ihr das Herz abzudrücken gedroht hatte.

Vergebens klopften, riefen, bathen Vater und Base an der Thüre. Entweder das Übermaß des Schmerzes, oder der Wunsch, einsam zu bleiben, machte sie Alles überhören. Sie dachte nichts, sie fühlte nichts, als daß Er fort war, — Er, dessen Erscheinung ihr eine neue Welt eröffnete, dessen Nähe, dessen Umgang das Höchste war, was sie wünschen zu können glaubte. Was noch hinter diesem Wunsche lag, mochte Hildegard sich selbst nicht klar machen. Sie fühlte sich gränzenlos unglücklich. Nur spät, nachdem sie sich satt geweint, und die Spuren der Thränen von ihren Augen, so viel als möglich, hatte verschwinden lassen, schloß sie ihr Zimmer auf. Es war gegen Abend. Man meldete es dem Vater, der halb besorgt, halb zürnend kam. Der Zorn schwand bey dem Anblick der bleichen, und in ihrem leidenden Aussehen so schönen Tochter. Sie gestand, es sey

ihr nicht wohl geworden, das Geräusch habe sie geängstet, noch mehr das Fragen und Drängen, jetzt sey ihr besser, und sie werde beym Abendessen erscheinen.

Hier war die Neuigkeit, daß der junge Mahler, den man mit Vergnügen kennen gelernt, diesen Morgen das Schloß ganz unvermuthet verlassen habe, das allgemeine Tischgespräch. Jeder äußerte sein Bedauern, seine Vermuthungen. Einige zweifelten nicht, daß ein Mißverständniß mit Mabüse, und dessen gemeine Art sich zu benehmen, Ursache daran sey; denn Manche hatten, so gut wie der Marquis, die sichtliche Unzufriedenheit des Letztern mit dem Beyfall, den Schoreels Bilder erhielten, bemerkt. Andere wollten sogar etwas von dem Zweykampfe wissen, der zwischen ihnen vorgefallen; wieder Einige aber glaubten, daß ein verliebtes Abentheuer zum Grunde läge; sie wollten Lautentöne im Garten gehört haben, man wußte, daß Schoreel Meister in der Tonkunst, und sogar ein geschickter Dichter sey, sein Ständchen hatte einer Schönen gegolten, und die plötzliche Entfernung des allzu gefährlichen Jünglings sey nichts als Wirkung eines eifersüchtigen Verdach=

tes oder einer stürmischen Scene mit dem Gatten oder Liebhaber der Schönen.

Hildegard litt unsäglich durch all dieß hin und her Reden, besonders da Einige aus der Gesellschaft sich darüber stritten, ob die Frau des Hausverwalters oder die erste Zofe der Marquisinn, beyde entschiedene Schönheiten und Schoreels Tischnachbarinnen, mit denen er sich, wie man erzählte, sehr gern unterhielt, die wahre Königinn seines Herzens sey; denn die Herren, welche diese Behauptungen vorbrachten, schienen sich über den weiblichen Theil ihrer Hausbewohner bereits gründliche Kenntnisse erworben zu haben. Nur mit Mühe hielt es Hildegard bis zu Ende des Nachtmahls aus — sie aß nichts; sie redete nichts, und man sah ihr deutlich an, daß sie litt. Den andern Tag, nach einer meist schlaflos hingebrachten Nacht, bestand sie darauf, nach Mons zu ihrer Tante gebracht zu werden, indem die Luft in Brüssel ihr sichtbar schädlich sey. Die Base schüttelte das Haupt; ihr kam die Sache nicht recht richtig vor; der Vater, der ungern seinen alten Freund de Veeren verließ, machte Einwendungen. Hildegard bestand auf ihrem Verlangen; der Vater liebte die Tochter zu sehr, um ihre Gesundheit einer möglichen

Gefahr auszusetzen, und so ward denn am folgenden Tage, nachdem Schoreel Brüssel verlassen, auch von der Familie des Herrn von Desenitz nach einer andern Seite aufgebrochen.

Schoreel war indessen schon ziemlich weit entfernt. Er hatte sich gegen Aachen gewendet; denn seine Absicht führte ihn nach Deutschland, wo in den Städten wie auf den Schlößern der Adeligen und in den reichen Stiften eine volle Ernte von Kunstgenüssen winkte, und viele berühmte Meister lebten, die er nach und nach zu besuchen sich vorgesetzt hatte. Auch er verließ Brüssel nicht mehr mit dem stillen Herzen, womit er es vor einigen Wochen betreten. Zwar fühlte er sich damahls nicht glücklich, denn er war ja von der Einzigen und Liebsten getrennt; aber es ist ein großer Unterschied zwischen dem wehmüthigen Gefühl, das, im Grunde unserer Seele liegend, wie ein leiser Klagelaut durch Alles, was wir thun und denken, zieht, ohne dieß Thun und Denken zu stören, und jenem unruhig fluthenden Weh, das bald stürmend, bald schneidend unsere Seele durchzuckt, jedes unangenehme Begegniß erschwert, jedes freudige verbittert, und uns keines Friedens genießen

läßt, weil es eben in einem Widerstreit der Wünsche und Pflichten besteht.

Diese Art von Verstimmung fühlte Schoreel jetzt. Vor vier und zwanzig Stunden war es noch trübe, aber still in seiner Seele gewesen — und was hatte sich nicht in den kurzen Zeitraum gedrängt! Die Erscheinung der Fremden an den Blumenbeeten, des Kaisers Ankunft, die ehrende Anerkennung, die seinen Bildern geworden war, die Stunde im Garten, wo er durch die Zweige gar wohl eine holde Gestalt am Fenster zu erblicken glaubte, des Meisters rohes Dazwischentreten, und endlich der Kampf, in welchem er, ohne es zu wollen, den Trunknen bedeutend verwundet, den er gern hätte schonen wollen!

Wie Mabüses Blut floß, dieser die Klinge sinken ließ, und von Schoreeln unterstützt, fluchend und zürnend, theils um seiner Beschämung, theils um seiner Wunde willen auf sein Zimmer ging, da war es, daß auch Schoreels bessere Besinnung zurückkehrte. Die Art, wie Mabüse von dem Fräulein von Desenitz gesprochen, das Betragen dieser Schönen selbst, die den Eindruck sogar nicht verhehlte, den der junge Mahler auf sie gemacht, der Aufruhr in Schoreels Brust, die Schwäche, mit der er sich er-

laubt, seine zärtlichen Klagen den Büschen zu vertrauen, und die Folgen dieser Thorheit — Alles stellte sich seinem aufgeregten Geiste in grellem Lichte dar. Dazu kam noch die deutliche Erkenntniß dessen, was ihm lange vorgeschwebt, daß mit einem Menschen von Mabüses Denkart und Sitten zu leben, auf die Dauer unmöglich sey, und er beschloß, was er ohnedieß bald thun wollte, auf der Stelle auszuführen, ehe Mabüses Rohheit die Geschichte dieser Nacht auf eine Art verbreitete, welche dem Fräulein und Schoreeln gleich unangenehm seyn konnte, ehe endlich ein Eindruck, dessen Gefahr er an der Unruhe seiner Brust erkannte, noch mächtiger würde.

Dieser Entschluß arbeitete sich die Nacht durch in seinem Geiste aus. Er hatte erkannt, was Pflicht und Zartgefühl forderten; er ordnete seine Sachen, und erschien vor dem Marquis, um sich zu beurlauben. Als Mabüse seinen Vorsatz vernahm, und Schoreel kam, um Abschied von ihm zu nehmen, da überwand doch seine bessere Natur, und er trennte sich nicht ohne Rührung von seinem werthen Schüler und Sieger.

Schon war Schoreel ein paar Tage einsam seine Straße gezogen, und noch immer konnte er den verlornen Frieden nicht finden, und in

dieser Stimmung sprachen ihn auch die Gegenstände, die sonst seine Phantasie so lebhaft zu rühren pflegten, die Natur im Frühling, die mit tausend Blumen bedeckten Wiesen, die frisch begrünten Wälder, die zauberischen Wirkungen des Morgen- und Abendlichtes, weniger als sonst an. Er war verwandelt, er fand sich selbst nicht mehr, und nur Ein Bild schwebte glänzend und lockend über dem Chaos seiner Empfindungen; es war ihm zuweilen, als zöge es ihn unwiderstehlich zurück, als müsse er nach Brüssel eilen, und dort zu den Füßen der reitzenden Herrinn ihr seine Gluth gestehen.

Doch sein besseres Selbst siegte immer über diese Aufwallungen einer beunruhigten Einbildungskraft, und so setzte er seine Reise fort, hatte den deutschen Boden schon erreicht, und war, nachdem er in einem kleinen Flecken übernachtet, Willens, mit dem anbrechenden Tage weiter zu ziehen. Noch in der Dämmerung machte er sich auf den Weg, und ritt den Fußpfad fort, den man ihm bezeichnet hatte, der ihn an einen Fluß, und dann an die große Straße bringen sollte. Ein Gewitter, das in der Nacht niedergegangen war, hatte noch schwere Wolken am Himmel zürückgelassen, nur im fernsten Ost entglühten ei-

nige Streifen Gold und Purpur. Schon hörte er von Ferne das Rauschen der eingeengten Wellen, und wie er um eine Felsenecke bog, strömte die Fluth mächtig gegen ihn her, zwischen den hohen Steinmassen durch, die sich zu beyden Seiten erheben. Der Strom hatte eben hier eine Krümmung von Osten nach Westen; so wie Schoreel seiner ansichtig wurde, schien er gerade vom Aufgang her gegen ihn zu strömen. Freundliche Hügel zeigten sich in der Entfernung, und ganz rückwärts, wo die Luft auf dem Wasser ruhte, entzündete sich die Morgenröthe in goldgelben und tiefpurpurnen Wolken, die wie lodernde Gluth über dem Wasserspiegel schwebten, und aus den Wolken in tausendfachem Farbenspiele wiederstrahlten; während über ihm und zu den beyden Seiten noch die Reste des Gewitters in dunkeln Wolken am Himmel hingen, als könnte die Nacht sich nicht von der Erde trennen. Es war ein wunderbarer Anblick, der Schoreels Herz aufs mächtigste bewegte — dieser Streit des Lichtes mit der Finsterniß, diese unsichere Beleuchtung, die alle Gegenstände in ungewohnte Farben kleidete! — So — so war es in seiner Seele! Zwar lag auch hier im Hintergrunde, wie in dem des Naturgemähldes, ein heller Punkt,

die Erinnerung an Agathen, und die Hoffnung, sie einst wieder zu sehen, und mit ihr ein Gott und der Kunst geweihtes Leben zu führen. Aber dieser Punkt war weit zurück getreten, und das, was seine Seele zunächst umgab, war Dämmerung und Verworrenheit.

Er fühlte sich erschüttert — es fiel ihm ein, daß er Ähnliches schon gesehn; und endlich trat vor seine Seele das Bild des verehrten Meisters Hemmeling, wo St. Christoph mit dem Jesuskinde auf der Schulter in einer trüben Landschaft durch einen Fluß schreitet, während rückwärts das Morgenroth entglüht, und die Sonne leuchtend herauf steigt. Wie oft hatte er einst vor diesem Gemählde gestanden! wie oft war stiller Friede und fromme Erhebung aus demselben über sein Gemüth gekommen! Jene Gefühle fingen an wieder zu kehren, und in diesem Augenblick schlug, wie ein jäher Blitz, der erste Sonnenstrahl am Rande des Horizonts empor. Ein Gluthmeer war der Strom, das hehre Gestirn erhob sich allmählig ganz; jetzt schwebte die Scheibe über der Wasserfläche, jetzt zertheilten sich alle Nebel, jetzt flohen alle Wolken, Licht und Klarheit strömte nach allen Seiten aus, und so ward es auch plötzlich Tag in Schoreels

Seele. Ja, o mein Gott! rief er aus: Ich will dir, deinem heiligen Worte und Agathen treu bleiben, welche deine Vaterhuld mich finden ließ. O gib mir Gnade, gib mir Kraft, und stärke mich zur Zeit der Versuchung!

Er hatte dieß Gebeth laut gesagt, und erschrack vor seiner eigenen Stimme in dieser tiefen Einsamkeit der Natur um ihn. Dann aber, nachdem er sich eine Weile an dem herrlichen Schauspiele ergötzt, wandte er sein Pferd, und ritt der Straße nach, welche ihn bald in die Stadt brachte, wohin er zielte.

Hildegardens Bild war in tiefe Schatten gesunken. Nur wie die Erinnerung an einen bösen Traum, kehrte die ganze, in Brüssel durchlebte Zeit in seine Seele zurück; es wurde still in ihm. Agathens Bild trat beruhigend vor seinen Geist, und in friedlicher Stimmung durchzog er die Städte Deutschlands, den Rhein aufwärts, hielt sich überall lange genug auf, um alles Sehenswerthe zu betrachten, zu copiren, und von berühmten Meistern das zu lernen, was an Jedem das Vorzügliche war. Zuweilen mahlte er auch kleine Bilder frommen Inhalts, und die, deren Züge seiner Seele so klar und lebendig vorschwebten, er-

schien auch hier bald als Heilige, oder als fromme Betherinn, und es schien ihm keine Tafel vollendet, auf der nicht unter irgend einer Verhüllung diese Huldigung seines Innersten angebracht war. Ein paar Mahl hatte er durch Reisende Gelegenheit gefunden, eines oder das andere dieser Arbeiten nach Amsterdam an Meister Cornelis gelangen zu lassen, als Zeichen seines Fleißes und seiner Fortschritte, und seine stille Hoffnung war, daß man jene Ähnlichkeit bemerken, den geheimen Sinn dieser Spenden errathen, und Agathe sich dadurch von seiner Liebe und Treue überzeugt halten sollte. Denn sie ihr wörtlich anzugeloben, oder von dem kaum fünfzehnjährigen Mädchen eine Erwiederung dieses Schwures zu verlangen, das war dem Jüngling nie eingefallen. Still loderte die Flamme in seiner Brust, er war, nach den Erfahrungen, die er in Brüssel gemacht, überzeugt, daß sie ewig da lodern werde. Daß Agathe gleicher Ausdauer fähig sey, hoffte er, ohne es zu wissen. Darum sollte sie sich durch Nichts gebunden fühlen, als durch die innere Nothwendigkeit in ihrer Brust, daß nie ein Mann ihr seyn könne, was der Spielgefährte

ihrer Kindheit, der Gegenstand ihres ersten erwachenden Gefühls ihr gewesen.

Allmählig dehnte der trennende Raum sich weiter aus. Schoreel näherte sich dem Mittelpunkte des deutschen Reiches, und kam nach Nürnberg, wohin Albrecht Dürers Nahme ihn mächtig zog. Wohl erkannte er in dem deutschen Meister einen verwandten Geist; aber Schoreels Gemüth, dessen Hauptelement Treue war, konnte sich mit der Glaubensveränderung des deutschen Mahlers nicht befreunden. Er kannte nur Einen Glauben, wie Eine Liebe, und was sein Herz einmahl umfaßt, hielt es fest für ewig. Bald gab es Mißverständnisse zwischen ihm und Dürer; auch machte des Meisters karge, zänkische Hausfrau jedem Schüler den Aufenthalt bey demselben unangenehm. Schoreel trennte sich daher bald von ihm, verließ Nürnberg, und wanderte über Regensburg und Insbruck, Italien und dem ewigen Rom zu, wohin ihn sein stiller Wunsch führte.

Er hatte Venedig erreicht. Das Gewühl von Menschen aller Nationen und Trachten, die prächtigen Palläste, die herrlich geschmückten Kirchen, der Zusammenfluß so vieler Kostbarkeiten, das rege, laute Leben der Italiener, Alles wirkte

wunderbar aber angenehm auf seinen Geist. Mehrere Tage hatte er schon, theils in der Gondel, theils zu Fuß, die Straßen und Plätze der Stadt durchwandelt, Vieles gesehen, und das Meiste, was ihm bemerkenswerth schien, gezeichnet. Da stand er eben vor dem Palazzo ducale, und betrachtete den wunderbaren Bau, diese Bogen, diese Gallerien, diese hohen Mauern, die weit über das Dach hinauf stiegen, als plötzlich der Klang seiner Muttersprache an sein Ohr schlug, und er drey junge Leute gewahr wurde, wovon er den Einen als einen Klosterbruder erkannte, die andern Beyden aber, die weltlich gekleidet gingen, für Bürgersöhne oder Künstler hielt. Sie schienen, wie er, die Gebäude des Markusplatzes zu betrachten; er näherte sich ihnen, und konnte dem Drange nicht widerstehen, sie anzureden. Auch sie zeigten sich erfreut, so unvermuthet einen Landsmann in weiter Ferne anzutreffen. Das Gespräch war eingeleitet, man verständigte sich gegenseitig. Es waren Antwerpener, der Eine eines achtbaren Bürgers Sohn, der, die Handelschaft zu lernen, von seinem Vater an einen Venediger Freund gewiesen ward, der Zweyte, ein braunäugiger Jüngling voll Mutterwitz und Schalkheit, war ein Goldschmied,

und in Italien, wo Benvenuto Cellini und andere Meister dieser Art blühten, gereiset, um sein Gewerbe mit höherm Sinne zu treiben. Jetzt stand er im Begriff, nach den Niederlanden zurückzukehren, und Geldgeschäfte hatten ihn mit dem Landsmanne zusammen geführt. Der Dritte endlich, der Geistliche, schien Schoreeln bey weitem der Bedeutendste zu seyn. Zwar noch ein sehr junger Mann, zeigte doch die Würde seiner Haltung, wie der Geist, den seine Reden athmeten, daß hier eine bessere Natur walte. Er war in Ordensgeschäften nach Venedig gekommen, um einige Pilger nach dem gelobten Lande zu begleiten, wohin auch sein Sinn und Verlangen stand. Bald erkannten er und Schoreel sich gegenseitig, und schlossen sich an einander an; doch auch der muntere Goldschmied ließ sich nicht abweisen, und der rechtliche Handelsmann, der wenigstens zu ihren Zusammenkünften gutmüthige Laune und einen vollen Beutel mitbrachte. Die Landsleute hielten fest zusammen, besuchten vereint Kirchen, Werkstätte und Sammlungen, oder machten Streifereyen aufs feste Land, wobey der Geistliche, welcher sich schon länger hier befand, ihr wohlunterrichteter Wegweiser, und ihnen auf mancherley Art nützlich

wurde; denn er kannte die bedeutendsten Künstler, und war in den Pallästen vieler Großen mit Achtung aufgenommen.

Der Goldschmied hatte bald, nach seiner lustigen Manier, in Schoreels stillen Tiefsinn die Quelle desselben geahnet, und das Geheimniß schüchterner Neigung auf einem einsamen Spaziergange am Ufer der Brenta ans Licht gezogen. Es war Schoreeln im Grunde sehr unangenehm; aber der fröhliche Genosse hatte eine eigene Weise zu fragen, zu rathen, zusammen zu stellen, daß er endlich wußte, was er wollte, und doch eine solche Treuherzigkeit, daß man ihm wegen seiner Unbescheidenheit nicht recht böse werden konnte. Da er nun wider Willen einen Vertrauten gefunden hatte, und dieser ihn, so oft sie allein waren, von seinem Mädchen in Amsterdam zu unterhalten pflegte, ließ Schoreel zuletzt auch den lange verschlossenen Gefühlen ihren Lauf, und gewöhnte sich daran, mit dem neuen Freunde zu besprechen, was bisher eine zarte Scheu tief in seiner Brust verborgen gehalten hatte. Indessen, wenn er auch mit Vandonk, so hieß der Goldarbeiter, von seiner Liebe und seinen Lehrjahren in Meister Cornelis Hause sprechen konnte, so war doch sonst eben nichts,

was ihn an den sehr flüchtigen und allzu frohmüthigen Gesellen zog, der zwar nicht ganz so wüste, wie Mabüse, aber viel zu locker lebte, um Schoreels Billigung zu gewinnen. Viel mehr Befriedigung fand er in dem Umgange mit dem Geistlichen. Hier zog ein wohlgeordnetes Gemüth das andere an. Pater Cyrill war schon weit in der Welt herum gewesen, er hatte auf Reisen und im Beichtstuhle den Menschen kennen gelernt. Schoreel hörte ihn von seinen Reisen, seinen Erfahrungen, und endlich von dem heiligen Lande erzählen, in das er eben zu pilgern im Begriff stand.

Helle Funken fielen aus diesem Gespräch in des jungen Mahlers empfängliche Seele; wunderbar gestalteten sich die fernen Gegenden mit ihren eigenen Klimaten, Ansichten, Pflanzen, Menschen, Sitten und Trachten vor seiner Seele, die stille Hoffnung, am Grabe des Welterlösers bethen, alle geweihten Stätten besuchen, und von jedem Flecken der Sünde sich an dem heiligen Orte reinigen zu können, gesellte sich mächtig dazu — und es bildete sich endlich in Schoreels Gemüthe der Vorsatz aus, den werthen Mann, der ihm in so vieler Beziehung als ein Leitstern auf seinem Pfade erschienen war,

nach Palästina zu begleiten, wohin dieser mit dem nächsten Schiffe abzugehen gedachte; denn die erwarteten Pilger hatten sich indessen zusammen gefunden.

Pater Cyrill hörte mit innerer Freude das Verlangen des Jünglings, von dem sich zu trennen ihm schwer geworden seyn würde; doch hielt er es für seine Pflicht, den Unerfahrnen auf alle Schwierigkeiten und Gefahren, die ihnen unterwegs und auch am Ziele ihrer Bestimmung drohen konnten, aufmerksam zu machen. Aber Schoreel hatte nicht nach Art der jungen Leute sich in einer Aufwallung der Begierde oder des jugendlichen Vorwitzes bestimmt. Klar und ruhig hatte er bey sich bereits alles erwogen, und war nicht bloß mit seinen Wünschen, sondern auch mit Gott zu Rathe gegangen. So hatte sein Entschluß sich unwiderruflich befestigt; Pater Cyrill gab es endlich auf, ihn abmahnen zu wollen, und nahm freudig den lieb gewordenen Landsmann unter die Zahl der seiner Obhuth anvertrauten Pilger auf.

Aber bevor er sich zur Abreise anschickte, gedachte er noch an die Geliebte, an Meister Cornelis und an seine Verwandten in Amsterdam Bothschaft zu schicken, und sie von dem, was

bisher mit ihm vorgegangen, und was er jetzt vorhatte, zu unterrichten. Vandonk, der in wenigen Wochen durch Deutschland nach Hause zu kehren gedachte, schien ihm der gelegenste Bothe. Er gab ihm nebst den schönsten Grüßen an Meister Cornelis für diesen ein Landschaftsbild aus den hiesigen Umgebungen mit, das er in Venedig gemahlt, und für Agathen bestimmte er eine schön gearbeitete goldne Kette und ein Bild der frommen Jungfrau und Märterinn, deren Nahmen seine Geliebte trug, und in deren lieblich reine Züge sich unvermerkt dieselbe Ähnlichkeit geschlichen hatte, welche schon Hildegard auf den Tafeln in Brüssel nicht ohne bitteres Gefühl bemerkt hatte.

Das Bild war schön gemahlt und tief empfunden, es war überdieß mit so viel Eigenthümlichkeit dargestellt, der Meister hatte es oft mit so sehnsuchtsvollen Blicken betrachtet, daß Vandonk nicht so fein hätte seyn müssen, wie er doch sicher war, um nicht bald die verborgene Wahrheit zu ahnen. Doch sagte er nichts, weil Schoreel, der ihm sonst so Vieles vertraut, ihm aus diesem Umstande ein Geheimniß machen zu wollen schien; aber es setzte sich eine Tücke in dem Herzen des muthwilligen Jünglings fest,

und es war ihm, als sollte er dem allzu geheimnißvollen Freund einen kleinen Streich dafür spielen.

Der Tag der Abreise für Schoreel und Pater Cyrill kam. Sie bestiegen das Schiff, auf welches ihnen die beyden Landsleute nachfolgten, um ein fröhliches Abschiedsmahl mit ihnen zu halten. Dann kehrten diese ans Land zurück, das Schiff aber lichtete unter dem Freudengeschrey des Schiffsvolkes die Anker, und segelte mit frischem Nordwind hinaus in die weite adriatische See.

Vandonk und sein Gefährte, der Kaufmannssohn, blieben noch einige Tage in Venedig. Dann sahen sie sich in einigen Städten Ober-Italiens um, und kehrten durchs deutsche Reich nach Hause. Oft auf diesem langen Wege unterhielt sich nun der muntere Goldschmied damit, die Bilder, welche ihm sein neuer Freund anvertraut, zu betrachten, und die Züge dieser heiligen Agathe prägten sich, je öfter er sie betrachtete, desto tiefer seinem Gedächtnisse ein. Nimmer konnte er zweifeln, daß der verliebte Freund sein Mädchen selbst in dieser Gestalt conterfeiet habe. Die Weise so manches andern Künstlers dieser und der frühern Zeit hätte dafür gebürgt, wenn

auch nicht der individuelle Charakter, den diese Heilige trug, schon von selbst ein geübtes Auge auf die Vermuthung gebracht hätte, daß hier nicht eine bloße Idee verkörpert sey. Und wie schön war diese Gestalt! Wie so jugendlich frisch, wie fromm und hold, klar und kindlich zugleich!

Der Goldschmied kam in Amsterdam an, wo Freunde und Verwandte den lange Entfernten mit Freuden bewillkommten. Eine seiner ersten Angelegenheiten war, sich nach dem Meister Cornelis zu erkundigen; denn es drängte ihn, seine anvertrauten Pfänder abzuliefern, und das Original der Heiligen kennen zu lernen. Man wies ihn zurecht, und er fand in jedem Betracht mehr, als er erwartet, in dem Meister einen vielseitigen Künstler, in Agathen zwar das Original des Bildes, das er bey sich führte, aber zwey Jahre, welche seitdem vergangen waren, hatten aus der eben aufgeschlossenen Knospe eine blühende Rose gemacht. Agathe war mehr als hübsch, sie war reizend, und eine noch kindliche Verschämtheit, die bey jedem Worte, das der Fremde an sie richtete, ja bey jedem seiner Blicke, die sie freylich mit Bedeutung trafen, ihr holdes Gesicht mit leichter Röthe überzog, machte sie in Vandonks Augen so schön,

daß er heimlich seinem Freund zürnte, dessen Phantasie so dürftig gemahlt, der nichts von den voll aufblühenden Reizen geahnet, welche Agathen zwar nicht mehr zu der ätherischen Heiligen, die Schoreel gedacht, aber zu einer der schönsten Gestalten machte, wie er sie auf mehreren Tafeln unter den Attributen heidnischer Göttinnen gesehen.

Es war ein Sieg, den sein besseres Ich über manche unedlere Regung in seiner Brust davon trug, daß er bey dem zweyten Besuch, den er im Hause des Mahlers machte, seine Bestellung richtig ablieferte, und nicht, wie ein dunkler Geist der Finsterniß ihm seit dem ersten Mahle, als er Agathen erblickte, zugemuthet hatte, die ganze Spende unterschlug, um sich ein Bißchen an dem allzu zurückhaltenden Freunde zu rächen, dem er einen kleinen Streich zu spielen ja schon in Venedig geheim geschworen hatte.

Mit lebhafter Freude empfing Meister Jakob, mit dem holdesten Erröthen das Mädchen die mitgebrachten Gaben. Jener bemerkte freudig die Fortschritte, welche Schoreel binnen dieser zwey Jahre in seiner Kunst gemacht, und die italienische Bauart der Villen und Häuser, die auf dem Bilde vorgestellt waren, der warme

südliche Ton, die Farbe des Himmels, die Gestalten der Pflanzen, Alles sprach den Meister fremd, aber tief an; denn es war ihm eine neue Welt zu jener Zeit, wo noch Reisen unter die seltenen Ausbildungsmittel gehörte, die Menschen und die Lebensweise noch nicht so beweglich und leicht zu verändern waren, als in unsern Tagen und folglich die Anschauung aus entfernten Regionen etwas Wunderbares und Überraschendes hatte.

Agathe war zu froh bewegt und zu sehr züchtige Jungfrau, um ihre Freude an Kette und Bild laut zu äußern, und vor Allem, um auch nur von Ferne zu erkennen zu geben, daß sie die Ähnlichkeit in den Zügen der Heiligen bemerke. Aber der Gespiele ihrer Kindheit, der Jüngling, auf den sich ihr erwachendes Gefühl zuerst geheftet hatte, und dessen Bild in den zwey langen Jahren der Trennung, bey der Ungewißheit des Wiedersehens, schon angefangen hatte, in ihrer Brust ein wenig zu erblassen, hatte sich damit wieder lebhaft in ihre Erinnerung zurück gerufen. Er und die schöne Zeit, die sie mit ihm durchlebt, standen wieder hell vor ihr, sie fühlte schmerzlich seine Entfernung, und nahm sich vor, mit dem Fremden einmahl recht

ernstlich zu sprechen; denn Vandonk hatte aus eigenen Absichten am ersten Tage wenig von des Mahlers fernern Planen erzählt.

Die Gelegenheit fand sich bald. Vandonk, der wie die Goldschmiede seiner Zeit vielmehr Künstler als Handwerker war, hatte Manches bey Meister Cornelis zu sehen, zu lernen und zu fragen. Ihn zog die Liebe zur Kunst und noch ein anderer Zauber in das Haus des Meister Cornelis, und dieser hatte bald den tüchtigen jungen Mann lieb gewonnen, der sich in der Welt umgesehen, viel gelernt und wacker gearbeitet hatte, und überdieß gar muntern Sinnes, und durch das, was er zu erzählen wußte, ein angenehmer Gesellschafter schien. So brachte denn der Goldschmied dem Meister gleich am folgenden Tage eine Zeichnung, um sich, wie er sagte, seinen Rath auszubitten. Die Männer setzten sich ans Fenster sie zu betrachten, bis die Dämmerung einfiel, und nur die beyden Frauen im Hintergrunde des Zimmers am Ofen noch genug sahen, um den Faden aus dem Rocken zu ziehen. Da leitete die Mutter, von der Tochter dazu angestiftet, das Gespräch über Schoreel, über seine Reisen, und die vermuthliche Zeit seiner Wiederkehr ein.

„Hierüber, sagte Vandonk, läßt sich wohl wenig Bestimmtes sagen. Ich denke, er selbst weiß das noch nicht. Ihn treibt der Geist, und dem muß er folgen, wenn er ein rechter Künstler werden will.“

„Ja wohl, ja wohl!“ fiel Meister Jakob ein: „Ach, die jungen Leute sind zu beneiden, die das Alles jetzt selbst sehen können, wovon uns Alten eine dürftige Beschreibung, oder dann und wann ein Bild, wie das, was mir mein Johannes schickte, genügen muß.“

„Nach Rom wird er wohl auch gehen,“ nahm es die Mutter wieder auf, „den heiligen Vater sehen, seinen Segen hohlen, und betrachten, was in der ersten Stadt der Christenheit Merkwürdiges zu sehen ist.“

„Ohne Zweifel,“ entgegnete Vandonk: „nur w a n n er hierzu kommen wird, ist noch ungewiß.“

„Wie so?“ fragte die Matrone: „Ich denke, er ist auf dem Wege dahin; es soll ja so weit nicht von dem Venedigerland bis nach Rom seyn.“

„Immer weit genug,“ erwiederte der Jüngling, „wenn man auf geradem Wege dahin geht; wenn man aber solche Umwege macht, wie unser Schoreel“ —

„Umwege? wie so?“ fragte der Meister.

„I nu — alle Wege führen nach Rom, ist wohl ein Sprichwort; von Venedig aber über Jerusalem ist sicher einer der weitesten.“

„Über — Jerusalem? rief die Matrone, und der Faden fiel ihr aus der Hand, und Agathens Herzblut stockte.

„Was sagt Ihr?“ fragte Meister Cornelis: — „Schoreel wäre nach Jerusalem?“

„Wie ich Euch sage,“ fuhr Vandonk fort, erzählte nun Alles, was der Leser schon weiß, und schloß mit den Worten: „Er hat sich mit den Pilgern eingeschifft, drey Tage, bevor ich Venedig verließ, und sich vorgenommen, binnen Jahresfrist zurück zu kommen. — Aber lieber Gott! wer kann auf einer solchen Reise, wo man unter heidnische Völker geräth, durch Sandwüsten und raubgierige Araberhorden sich durchschlagen muß, die Ankunft, oder noch mehr die Wiederkehr bestimmen!“

Agathe und die Mutter schwiegen erschrocken, auch den Vater machte das Bild der Gefahren, das der Goldschmied hiermit aufgestellt hatte, nachdenklich; indessen sagte er nach einer kleinen Pause: „I nu! den Weg, den unser Johannes jetzt macht, haben vor ihm viele Tausende from-

mer Christen gemacht, und viele Tausende werden ihn noch machen.“

„Ja, wenn sie sich durch ein Gelübde dazu verbunden haben,“ fiel die Mutter ein.

„Ist das vielleicht bey Meister Schoreel der Fall?“ war die einzige Frage, die Agathe einzuschieben wagte.

„Nicht daß ich wüßte,“ entgegnete Vandonk: „Es war sein freyer Entschluß, der Wunsch, ferne Länder zu sehen, auch wohl am Grabe unsers Herrn und Heilandes zu bethen, und beyher durch Selbstanschauung aller jener fremden Gegenstände seine Kunst zu bereichern.“

„Ein löblicher Vorsatz!“ sagte der Vater „Ich mag das gern sehen bey einem jungen Künstler, wenn der Drang nach Vervollkommnung ihn manche Beschwerlichkeiten nicht achten läßt.“

„Aber so viele Gefahren, eine so lange Trennung, und so unbestimmte Wiederkehr! seufzte die Mutter, und in ihrem Tone zeigte sich deutlich die Mißbilligung dieses Schrittes; und Vandonk hatte erlangt, was er bezweckte, Unzufriedenheit mit dem Entfernten auszustreuen.

Dieser hatte indeß seine mühevolle Reise muthig fortgesetzt, — in Candia, in Cypern, auf allen Gestaden, wo er landete, die interessan-

testen Ansichten gezeichnet, war überall mit Achtung aufgenommen worden, und endlich glücklich an sein Ziel gelangt. Die heilige Stadt, ihre Umgebungen, Bethlehem, die Ufer des Jordans, lauter Plätze, durch fromme Erinnerungen geheiligt, waren eben so der Gegenstand seiner Andacht, die er mit tiefgerührtem Herzen an denselben Stätten, wo der Heiland, seine Apostel und Jünger gewandelt, verrichtete, als seines Fleißes. Er trug sie alle in sein Zeichenbuch ein, und sammelte so an Ort und Stelle Schätze der Erinnerung, die ihm bey seinen nachmahligen Arbeiten ungemein zu Statten kamen; denn was er von biblischen und heiligen Geschichten später mahlte, erhielt, mit diesen Lokalkenntnissen und Farben ausgestattet, einen unschätzbaren Werth, den nicht so leicht eines andern Mahlers Bilder sich erwerben konnten.

Auch hier in Jerusalem, im Kloster Sion, wo ihn sein geistlicher Freund einführte, erwarb seine Kunst ihm eine Achtung, welche seine liebenswürdigen Sitten in inniges Wohlgefallen wandelten und dauernd festhielten. Der Pater Guardian des Klosters hätte ihn gar zu gern zum Bleiben überredet; aber sein Herz hing zu fest am Vaterland und an Einer geliebten Erin-

nerung; auch hatte selbst sein Begleiter ihm nicht zu bleiben gerathen. Nachdem er sich also zur Genüge überall umgesehen, Vieles gemahlt, manches kostbare Andenken seiner Kunst hinterlassen, und noch köstlichere Ausbeute aus diesen Gegenden davon getragen hatte, schiffte er sich mit seinem frommen Reisegefährten abermahls ein, und kehrte nach Europa zurück.

Sein Ruf war ihm voran gegangen. In Rhodos, bey den Johanniter-Rittern, in Venedig, in Mailand, Florenz, Rom, das er jetzt besuchte, überall wurde er mit der größten Auszeichnung behandelt. Hadrian von Utrecht, ein Niederländer, einst Karls V. Jugendlehrer, hatte unter dem Nahmen Hadrian VI. den päbstlichen Stuhl bestiegen. Er freute sich, den ausgezeichneten Landsmann in Rom zu sehen, ließ ihn mit Gnadenbezeugungen überhäufen, ihm alle Schätze der Kunst zeigen, und hätte ihn gern für immer in Rom gefesselt. Gleiche Anträge wurden ihm von Franz I., König von Frankreich gemacht. Monarchen und Große der Erde, die ausgezeichnetsten Geister aus jener Blüthenepoche der Menschheit, wo sich die reichsten Naturen in schöner Harmonie der Seelen- und Körperkräfte entfalteten, und auf Thronen

wie in Studierzimmern, im Felde und Cabinette ein Heroengeschlecht auf Erden herabgestiegen zu seyn schien — beeiferten sich, Schoreel als einen aus ihrer bevorrechteten Zahl anzuerkennen, und kamen ihm überall mit Ehre und Auszeichnung entgegen. Wohl fühlte der junge Künstler diese lohnende Anerkennung, und freute sich ihrer, noch mehr aber freute er sich des Pfundes, welches Gott ihm geschenkt, in seinem schönen Talente, das er denn mit frommem und kräftigen Sinne noch ferner, wie er schon bisher gethan, fest entschlossen war, zur Verherrlichung seines Schöpfers anzuwenden, und durch Bilder, mit gläubigem Sinne gemahlt, die Andacht, die ihn beseelte, auch in den Herzen der Zeitgenossen zu entflammen.

Dieser fromme Sinn bewahrte ihn vor der gefährlichen Klippe der Selbstüberschätzung, an der nur zu leicht hochbegabte Geister scheitern, wenn die Welle des allgemeinen Beyfalls sie hoch hinan trägt. Immer blieb Schoreel bescheiden und sanft, erkannte fremdes Verdienst, wo es ihm begegnete, und entwaffnete durch diese Gesinnung manchen bessern Feind, so wie sein kaltblütiger Muth und seine Gewandtheit im Gebrauch der Waffen, manchen schlimmern be-

siegten. In dieser einfach treuen Gesinnung schlug er denn auch alle noch so glänzenden Anerbiethungen aus, die ihn entweder in Italien zu halten, oder nach andern Ländern und fremden Höfen zu locken beabsichtigten. Er kannte nur Ein Ziel, nach Hause ins geliebte Vaterland zu kehren, und dort der Einzigen, treu Geliebten sein unentweihtes Herz zurück zu bringen.

In diesem Verlangen, das lebendiger wurde, wie er dem Ziele näher kam, riß er sich von Rom, von allen Herrlichkeiten der Kunst, von allem freundlichen Entgegenkommen los, und eilte über die Alpen zurück nach Deutschland. Um nicht, wie es ihm in Italien ging, durch zu viele Ehrenbezeigungen, Einladungen, Bestellungen u. s. w. auf seiner Reise aufgehalten zu werden, hatte er den Vorsatz gefaßt, so unerkannt und schnell wie möglich zu reisen. Von einem Diener begleitet, der ihm zu Pferde folgte, und auf demselben die Zeichnungsbücher und andern Habseligkeiten seines Herrn führte, ritt er durch die Gebirge von Kärnthen und Steyermark, wo die ernste Natur, die mahlerischen Formen der Berge, die stürzenden Wasser, die tiefe Einsamkeit der Thäler und

Schluchten, einen von allem Vorhergehenden verschiedenen, aber nicht minder großen Eindruck auf ihn machte. Er konnte sichs, trotz der Eile, mit der er sich vorgenommen hatte seine Reise fortzusetzen, nicht versagen, zuweilen an einem gar zu anziehenden Punkte stille zu halten, abzusteigen, und was sich seinen Augen so hinreißend zeigte, in sein Buch einzutragen.

So saß er eines Tages im Schatten eines zahmen Kastanienbaumes, und war bemüht, die wilde Felsenparthie, die sich ihm gegenüber erhob, und hinter der halbversteckt die Thürme und Zinnen einer Burg hervorblickten, zu zeichnen. Im Eifer seiner Arbeit überhörte er das Getöse einer Jagd, das sich ihm schon eine Weile näherte, bis das laute Gebell der Hunde, das Schmettern der Hörner, und das Geprassel des Reisigs, das die Pferde beym Durchbrechen durchs Dickicht knickten, ihn aus seinem Traume aufweckten. Hastig packte er sein Geräth zusammen, denn ein Reiter war eben im Begriff, unfern der Stelle, wo er gesessen, aus dem Gebüsche zu dringen. Schon war er da, ein ältlicher Herr in kurzem Jagdgewande, ihm folgte eine Dame, und dieser mehrere Jä-

ger. Auf einer kleinen Waldwiese ließen sie ihre Pferde einige Augenblicke verschnaufen, und Schoreel, dem diese Störung höchst ungelegen kam, wollte eben sich entfernen, und sein Roß besteigen, das sein Diener neben dem seinen am Zügel hielt — als eine Stimme, die in seinem Innern wiederhallte, seinen Nahmen mit einem Tone der Überraschung rief.

Der Künstler sah sich um, und erkannte Hildegard von Desenitz, welche an ihres Vaters Seite vor dem Jägertruppe hielt. Ein seltsames Gefühl ergriff ihn, es war aus Freude, Bestürzung und Unmuth gemischt. Jede Begegnung, die seine Reise aufzuhalten drohte, war ihm widrig, die gegenwärtige am allerunangenehmsten; denn sie war nicht seiner Zeit allein gefährlich, sie regte auch Erinnerungen auf, die er längst begraben wünschte.

Auch der Ritter hatte ihn sogleich erkannt — er lenkte sein Pferd gegen ihn, er begrüßte ihn mit der achtungsvollsten Herzlichkeit. Hildegard kam herbey, hohe Röthe bedeckte ihr schönes Gesicht; Freude, Überraschung und eine zarte Furcht mahlte sich in ihren Zügen, ihr Mund schwieg, aber ihr Auge sprach nur zu deutlich. — Schoreels Blick begegnete dem ih-

rigen, er schlug ihn flammend zu Boden, gleicher Purpur entglühte auf seinen Wangen, und röthete die feine Stirn bis unter die hellen Locken. Hildegard sah es, und ein frohes Gefühl gab ihr die Kraft, ihn ziemlich unbefangen zu grüßen.

„Ist es ein Zufall," begann der alte Herr, „der Euch in mein Gebieth führt, oder darf ich mir schmeicheln, daß der berühmte Schoreel, dessen Nahme das nahe Italien, und mehr als einen Welttheil erfüllt, mir die Ehre eines Besuches zugedacht hat?"

Schoreel fühlte sich einen Augenblick verlegen. Aber sein Gemüth, dem jede Unwahrheit widerstand, vertrug auch nicht den kleinsten falschen Schein. Er gestand, daß er keine Ahnung davon gehabt, sich so nahe bey dem Aufenthalte eines verehrten und bekannten Hauses zu befinden, und daß er überhaupt auf seiner eiligen Rückreise es sich nicht habe erlauben dürfen, dem Wunsche, Besuche bey geschätzten Personen zu machen, nachzugeben "

„Und warum seyd Ihr so eilig?" fragte der Ritter: „Ruft Euch irgend die Einladung eines Fürsten, oder eine Bestellung auf eine

große Arbeit? — Ich hörte, daß der König von Frankreich" —

„Mit nichten," fiel Schoreel ein, und ein zweytes Mahl überflog eine leichtere Röthe sein Gesicht, „es war mir nicht möglich, diesem, übrigens sehr ehrenvollen Rufe zu gehorchen. Es sind Familiengeschäfte, welche meine Gegenwart zu Hause nothwendig machen."

„Familiengeschäfte?" wiederhohlte Hildegard langsam und zweifelnd: „Ich glaubte gehört zu haben, daß Eure Ältern nicht mehr leben — und Ihr keine Geschwister hättet."

„Geschwister und Ältern leider nicht," entgegnete Schoreel fest, „aber Verwandte und Freunde. Ich muß nach Amsterdam sobald als möglich."

„Das könnt Ihr halten, wie Ihr sollt und müßt, Meister Schoreel," sagte der Ritter, „aber für diese Nacht erweiset mir die Ehre, auf meinem Schlosse einzukehren."

Schoreel wollte etwas sagen, das wie eine Entschuldigung klang. Der Ritter fiel ihm ins Wort: „Ich nehme keine abschlägige Antwort an. Übernachten müßt Ihr doch — der Abend bricht herein, und die Schenke im nächsten Städtchen, das Ihr zu erreichen meintet, wird doch

kein besserer Aufenthalt seyn, als mein Haus, in dem Euch zu empfangen ich mir zur Ehre schätze."

Was wollte Schoreel thun? Ohne unartig zu seyn, war die also angebothene Gastfreundschaft nicht auszuschlagen. Er dankte also mit Anstand, bestieg sein Pferd, und die Gesellschaft trat den Weg ins Schloß an. Die beyden Männer hatten die Dame in ihre Mitte genommen, der Jägertrupp und Schoreel's Knecht folgten in geziemender Entfernung. Das Gespräch bewegte sich lebhaft. Hildegard both alle Liebenswürdigkeit des Geistes auf, den werthen Gast aufs Angenehmste zu unterhalten. Sie war zu seinem Erstaunen fast von Allem unterrichtet, was seit ihrer Trennung vorgefallen, hatte einige seiner vorzüglicheren Bilder zu sehen bekommen, kannte mehrere andere dem Inhalte nach; kurz, es konnte Schoreel'n nicht entgehen, daß seine Arbeiten oder er selbst von großer Wichtigkeit für sie gewesen seyn mußten. Dazu war jeder Blick auf das schöne Weib, dessen reizende Gestalt auf dem hohen Zelter noch reizender erschien, dessen Züge von Freude belebt waren, von Freude — die seine Ankunft ihr gegeben, dessen Worte so süß und schmei-

chelnd in des Jünglings Seele fielen, jeder solche Blick war eine Schleife mehr in dem Netze, das sich von Neuem um Schoreel's empfindliches Herz zu ziehen anfing, und das er also einst in Brüssel durch den schmerzlichen Riß freywilliger Verbannung vergebens zerrissen hatte.

Wohl erkannte er die lockende Gefahr, aber er sah für den Augenblick keine Möglichkeit, sich ihr zu entziehen. Die waldige Thalschlucht, in der sie sich zuerst begegnet hatten, war zurückgelegt. Der Weg bog rechts um den Felsen herum, dessen Rückseite Schoreel früher zu zeichnen angefangen hatte, und stieg allmählig aufwärts. Jetzt war die halbe Höhe erreicht, und der Wald fing an, sich zu lichten; durch die einzelnen Stämme strahlte der goldne Abendschein herein — jetzt betraten ihre Pferde einen Wiesengrund am Ausgange des Waldes. — Vor ihnen zur Linken breitete sich ein liebliches Thal von einigem Umfange aus, wo Saatfelder und Gärten, von klaren Bächen durchwässert, einen erfreulichen Anblick gaben, und der blaue Abenddust aus zerstreuten Hüttengruppen empor stieg, mit dem Rauch der Feueressen von Hammerschmieden und Schmelzöfen vermengt. Rechts aber, auf einer Felsenkuppe thronend, um wel=

che sich höhere Bergrücken, mit dunkeln Fichten bewachsen, amphitheatralisch herum zogen, stand die Burg des Ritters von Desenitz, ein vielgestaltiger Bau, dessen Zinnen und Fenster jetzt im Golde der sinkenden Sonne schimmerten, und dessen Mauern, Wälle, Thürme und Vorsprungshäuser den festen Zustand desselben beurkundeten. Das Ganze machte ein schönes Landschaftsbild, auf welchem die reizende Gestalt der Jägerinn zu Pferde, der greise Ritter neben ihr, das berittene Gefolge, das eben in mannichfacher Gruppirung aus dem dunkeln Waldesgrund hervorbrach — eine höchst anziehende Staffage abgab, und über welches die Schönheit des Abends, das Zauberhafte des Zusammentreffens, und Hildegard's Liebenswürdigkeit einen unaussprechlichen Reiz verbreiteten.

„Hier ist meine Burg," hub nun der Ritter an und wies mit der Hand hinauf; „und dort unten liegt mehr als Ein Dorf, das von meinen Eignen bewohnt wird. — Seht hier, und hier" — fuhr er fort, indem er Schoreel winkte, ihm zu folgen, und weit hinaus auf der kleinen Ebene reitend, daß die Fläche rechts und links hinab sichtbarer ward, ihm nun seine Besitzungen alle zeigte, auf welche sein Ahnenschloß,

von jedem Punkte derselben erkennbar, auf jeden herrschend und väterlich herabblicken konnte.

Hildegard war ihnen nachgekommen. Sie machte den Jüngling auf die lieblichsten Ansichten, auf die malerischen Punkte der Gegend aufmerksam. Recht mit Künstlersinn wußte sie das Alles zu erörtern, und Schoreel, so fest er sich auch vorgenommen, standhaft und auf seiner Huth zu seyn, war dennoch nicht fähig, sich des Zaubers zu erwehren, womit das reizende Wesen an seiner Seite ihn umspann, und der durch Aug' und Ohr in sein Herz drang.

Immer lebendiger wurde seine Unterhaltung, immer beredter glänzte sein Auge, und als sie nun die Rosse wandten, langsam den Rest des Weges bis zur Burg hinauf ritten, durch die hohen Thore, mit Zugbrücken und Fallgittern verwahrt, in den Schloßhof zur Treppe gelangten, da hatte Schoreel vergessen, was er erst gewollt. — Schneller wie die Stallmeister der Dame, war er vom Pferde herab und bey dem ihrigen, um ihr den Bügel zu halten, und ihr beym Absteigen behülflich zu seyn. Ein unaussprechlicher Blick des feuchten braunen Auges, und ein flüchtiger Druck der weichen Hand belohnte seine ritterliche Dienstfer=

tigkeit. Hildegard entfernte sich auf einige Augenblicke, warf den Jagdschmuck ab, und kam im Gewande der sittsamen Jungfrau wieder, schwarz und knapp gekleidet, den Spitzenkragen hoch um den Hals stehend, und mit der breiten goldenen Kette gegürtet, deren eines Ende vorn bis auf die Knöchel herab hing. Auf dem Kopfe aber trug sie ein kleines Häubchen von Goldspitzen gekräuselt, und darauf saß, etwas gegen das linke Ohr geneigt, ein kleiner schwarzer Sammethut, mit einem Paar weißen Federn geziert.

Sie dünkte dem Mahler wieder schöner und liebenswürdiger als je, wie er sie im eigenen Hause schalten, für des Vaters Bequemlichkeit sorgen, und Alles, was geschah, von ihren leitenden Blicken abhängen sah. Beym Nachtmahl, welches bald darauf in dem hohen Ahnensaale, der die Aussicht über die ganze Gegend gewährte, aufgetragen, und sehr glänzend war, so daß Schoreel wohl erkennen konnte, wie man ihn zu ehren beflissen sey, saß Hildegard wieder zwischen dem Vater und dem fremden Gast, an der Oberstelle des Tisches. Mit einem kleinen Zwischenraume reihten sich die Hausgenossen, welchen Geburt oder Art des Dienstes ihren

Platz an der Tafel des Ritters anwiesen, um dieselbe herum. — Hildegard war beschäftigt, für Vater und Gast zu sorgen, sie legte ihnen vor, sie kredenzte den köstlichen Wein im goldnen Pokal, und Schoreel trank mit jedem Zuge tiefere Bezauberung.

Endlich, spät entlassen, und auf seinem Zimmer angelangt, das schwerseidene Vorhänge um das hohe Himmelbette und köstliches Geräthe von Silber, Gold und Elfenbein in künstlicher Arbeit schmückten, war er nicht mehr fähig, ruhig über die Vorfälle des heutigen Tages nachzudenken. Hildegard's bezaubernde Gestalt schwebte vor seinen Blicken. Überall, wo er hinsah, begegnete er dem rührenden Blicke dieser schönen braunen Augen, deren Gluth ein feuchter Schleyer dämpfte; im Säuseln des Nachtwindes, der durchs offne Fenster strich, glaubte er den Flötenton ihrer Stimme zu hören, und so sank er endlich in die Arme des Schlafes, der gefällig in reizenden Traumbildern das Glück des Tages verlängerte.

Am andern Morgen, als sein Diener, wie er es ihm gestern befohlen, kam, zu fragen, wann er satteln und aufpacken sollte? überwallte Schoreel'n ein unangenehmes Gefühl, und

er schwieg. Der Diener fragte noch ein Mahl. Es hat Zeit, rief Schoreel ungeduldig, ich werde es schon sagen.

„So bleibt Ihr, gestrenger Herr?“ rief der Bursche: „Ach, das ist klug! Ich fürchtete schon, wir müßten wieder fort, und es ist sehr gut hier. Herr! unsre Pferde haben sie bis an den Bauch in die Streu, und bis über die Nase in Hafer gestellt, und der Imbiß, der Wein war köstlich.“

Schon gut! schon gut! rief Schoreel: — Geh', und halte dich bereit! Wahrscheinlich gehen wir doch heute fort.

„O weh!“ sagte der Junge, kratzte sich hinterm Ohr, und schlich aus der Thüre. Ihm begegnete schon der Leibdiener des Herrn von Desenitz, der kam, sich im Nahmen seines Herrn zu erkundigen, wie der edle Meister Schoreel geschlafen, und ob es ihm heute gefällig sey, sich mit der Jagd zu belustigen, oder mit Fischfang auf dem nahen See, oder welche Art von Unterhaltung ihm beliebe?

Ganz beschämt durch diese Aufmerksamkeit belud Schoreel den Diener mit Danksagungen für diese Güte, und daß er sogleich bey dem Ritter erscheinen, und seine Befehle einhohlen würde. Er rief seinen Diener, hieß ihn eines

seiner besten Kleider aus dem Gepäcke nehmen, zog sich mit Sorgfalt an — denn weniger konnte er für so viel Artigkeit nicht thun — und ging, dem Herrn vom Hause aufzuwarten. Desenitz empfing ihn mit Achtung und väterlicher Freude; er kündigte ihm an, daß er fest darauf zähle, einen so lieben Gast wenigstens einige Tage in seinem Hause zu bewirthen, und machte es Schoreel'n unmöglich, so wie dieser sichs halb und halb vorgenommen, noch heute das Schloß zu verlassen. Der Ritter machte sichs zur Pflicht, dem Gaste mit abwechselnden Unterhaltungen die Zeit zu kürzen; er führte ihn in seinem Schloße umher, das weitläufig und mit aller Pracht jener Zeit erbaut war. Hier wurde diesem auch klar, wie er als Künstler so ehrenvolle Aufnahme finden mußte. Das Schloß enthielt einen Schatz von Kunstwerken. Bilder, geschnittene Steine, Werke in Elfenbein, Gold, getriebener und eingelegter Arbeit schmückten die Credenzen, die Säle, die Gewehrkammer, und sogar einige gedruckte Bücher, die damahls eben die geschriebenen zu ersetzen anfingen, und noch eine Seltenheit waren, wurden ihm gezeigt, und in Hildegard's Zimmer fand er den ganzen Kunstapparat, Staffeleyen, angefangene und

vollendete Gemähldе. Ihre Gegenstände waren nach der damahls in Italien beginnenden Sitte aus der heidnischen Mythologie genommen, oder allegorischen Inhalts, mit Geist und reinem Geschmack dargestellt. Seltsam bewegt stand der Jüngling zwischen diesen Schöpfungen, und konnte sich die Empfindungen nicht enträthseln, die seine Brust beengten. An ein Fortkommen an diesem Tage war nun nicht mehr zu denken, denn für Morgens war ein Spazierritt auf die nahen Dörfer, und nach Tische eine Jagd angeordnet. Schoreel dachte auch nicht daran; — Hildegard war ihm im Garten begegnet, sie war im weißen Morgenanzug so hinreißend, so weich und eigen in der Art, wie sie seine Lobsprüche über ihre Gemähldе aufnahm, daß Schoreel's Stolz aufs feinste geschmeichelt, seine Einbildungskraft gefangen wurde, und seine Besinnung unterzugehen begann.

Noch Ein Tag, und noch Einer, und endlich eine halbe Woche waren in einer Art von süßem Rausch, in sinnreichen Vergnügungen, angenehmer Geselligkeit und Beschäftigung mit der Kunst entschwunden. Hildegard hatte sich erklärt, daß sie die Gegenwart eines der größten Meister seiner Zeit nicht unbenutzt für

ihre eigenen Fortschritte lassen wollte. Sie hatte Schoreel'n bald dieß, bald jenes bey ihrer Arbeit zu fragen, sie unterordnete ihm ihre Ansichten so schmeichelhaft, sie bannte ihn mit diesem Unterricht so fest an ihre Staffeley — er mußte ja, wollte er nicht ungezogen seyn, thun, was seine überaus gütige Wirthinn von dem geehrten Gaste verlangte, und er that es so gern!

Hildegard bemerkte mit wachsender Freude den Eindruck, den das Leben an ihrer Seite auf den Jüngling machte, und daß jene als so dringend vorgestellte Reise doch sehr leicht zu verschieben gewesen seyn mußte. Ihr Entschluß war längst gefaßt, ehe sie noch Schoreel gekannt. Nur ein ausgezeichneter Mann, einer, der die bekannte Welt mit seinem Ruhm erfüllte, sollte ihre Hand erhalten, ein Kriegsheld, Staatsmann, oder einer der ersten Künstler; denn auch auf diese war bey ihrer Berechnung mitgezählt, und großartig wollte sie sich über alle Rücksichten des Standes hinaus setzen, und einen also vom Himmel begünstigten Sterblichen mit dem Erbe, das ihr einst zufiel, mit ihrer Schönheit, mit ihrem Talente beglücken, und selbst an seiner Seite ein glänzendes und neidenswerthes Leben führen. Auf ihres Vaters Einstimmung zu

Allem, was sie für nothwendig zu ihrem Glücke erklärte, konnte sie zählen.

Das Zusammentreffen mit Schoreel in Brüssel, der angenehme Eindruck seiner Persönlichkeit, gaben jenem unbestimmten Verlangen eine festere Richtung. Ihre Einbildungskraft entflammten selbst die Hindernisse, die geahnete Existenz einer Nebenbuhlerinn, und seine plötzliche Entfernung. Stets wußte sie sich von dem Zeitpuncte an in Kenntniß seines Schicksals zu erhalten; sie erfuhr seine Reise nach Palästina, seine ehrenvolle Aufnahme beym Papst, Franz I. Antrag; sie weidete sich daran, und betrachtete das Alles als Huldigungen, die sie vielleicht einst theilen würde. Auch von seiner Rückkehr nach Deutschland hatte sie Kunde erhalten, und in der nächsten größern Stadt, die er auf seinem Wege berühren mußte, harrte seiner schon eine Einladung ihres Vaters, der ihn in den freundschaftlichsten Ausdrücken auf sein Schloß berief. Der Zufall führte ihn eher dahin, und Hildegard glaubte eine Gunst des Himmels, der ihre Wünsche segnete, darin zu erblicken, und Schoreel's Befangenheit, seine immer steigende Wärme ließ sie das vollkommene Gelingen ihres Planes hoffen.

Von Allem diesem hatte Schoreel im Anfange keine Ahnung. Wenn auch zuweilen, trotz aller bessern Vorsätze, ein lebhafteres Gefühl für das unendlich reizende Weib, dem sein Geschick ihn, er wußte nicht ob zum Fluch oder Segen, so nahe gebracht hatte, in seinem Herzen aufwallte; wenn er aus manchem ihrer Blicke, ihrer Worte die Flamme einer kaum verhehlten Leidenschaft hervorblicken zu sehen glaubte: so schlug doch im nächsten Augenblicke die ruhige Überlegung alle diese Täuschungen nieder, und der Gedanke, wer Hildegard und wer er sey — welche Kluft Geburt und hergebrachte Sitte zwischen ihnen befestigt habe, machte, daß er jede solche Vermuthung als thörichten Wahn verwarf.

Unter diesen wechselnden Empfindungen reihte ein Tag sich an den andern. Jeden Abend, wenn Schoreel auf seinem Zimmer, nach seiner Gewohnheit gebethet, und sich über die Gedanken und Gefühle des Tages Rechenschaft abgefordert hatte, faßte er den Entschluß, daß der nächste Tag auch der letzte seyn sollte, den er auf dem Schloße des Ritters zubrächte; denn jeden Abend fühlte er seine Gefahr wachsen, weil ihm jeden Abend der Eindruck, den Hilde-

gard auf ihn, und er auf Hildegard gemacht hatte, klarer wurde, und dennoch fehlte ihm jeden kommenden Morgen entweder die Gelegenheit, davon zu sprechen, oder wenn er seiner nothwendigen Abreise erwähnte, doch die Kraft, den schmeichelhaften Bitten um Verlängerung seines Aufenthaltes zu widerstehen. Bald konnte er aber an dem, was er vor Kurzem ins Reich der Träume verwiesen hatte, an der Vermuthung, daß Hildegard eine ernstliche Verbindung mit ihm für möglich halte — kaum mehr zweifeln, und er erschrack, wie ihm zuerst dieser Gedanke hell erschien. Er wurde ein Beweggrund mehr, sich schleunigst zu entfernen; der Vorsatz, morgen dem Ritter seine Abreise anzukündigen, stellte sich fest in seinem Geiste. Er brachte eine schlaflose Nacht darüber zu. Hildegard's bezaubernde Schönheit und Agathens stiller Reiz, die Treue, die sein Herz dieser gelobt hatte, und die unverkennbare Leidenschaft, die jene ihm sehen ließ, kämpften in seiner Brust. Indessen blieb ihm kein Zweifel, was er zu thun habe, und hätte die Treue gegen Agathen nicht entschieden: so würde es sein Stolz gethan haben, dem der Gedanke unerträglich war, die Gefährtinn seines Lebens aus so hohem Ran=

ge zu sich niedersteigen zu sehen, oder gar ihr sein glänzenderes Daseyn zu verdanken.

So faßte er denn seine ganze Kraft zusammen, trat am Morgen in des Ritters Gemach, und eröffnete ihm seinen Entschluß, die Reise nach Hause, die er so lange nicht hätte verschieben sollen, endlich morgen anzutreten. Des Ritters Betroffenheit bey dieser Ankündigung, den seiner Tochter Berichte vermuthlich etwas ganz Anderes hatten erwarten lassen, war unverkennbar.

„Euer Entschluß überrascht mich, Meister Schoreel," entgegnete Herr von Desenitz nach einem augenblicklichen Stillschweigen, „ich muß Euch gestehen, daß ich darauf nicht vorbereitet war."

Und doch, erwiederte Schoreel mit niedergeschlagenen Blicken, doch hatte ich ihn ja bey meinem Eintritt in dieß gastfreye Schloß erklärt, und seitdem —

„Nie ernstlich wieder erwähnt," fiel ihm der Ritter ins Wort. „Auch kann ich Euch versichern, daß weder meine Tochter noch ich mehr an denselben dachten — wir glaubten Euch gezeigt zu haben, wie willkommen Ihr hier wäret." —

Schoreel schwieg, und heftete noch immer den Blick an das Estrich.

„Wir glaubten,“ fuhr der Ritter fort, „daß Ihr meine und meiner Tochter Gesinnung während dieser Tage aus unserm Betragen gegen Euch hättet entnehmen können: wir glaubten in Eurem Verweilen endlich“ —

Ich fühle mein Unrecht, fiel Schoreel mit gedämpfter Stimme ein, — ich weiß, ich hätte früher thun sollen, was nun einmahl gethan werden mußte, und je später, desto schwerer geschah.

„Und weiß meine Tochter Euren Entschluß?“ fragte der Ritter.

Noch nicht, antwortete Schoreel, ich habe Euch ersuchen wollen, gnädiger Herr! —

„Mit nichten!“ rief der Ritter lebhaft, „das muthet mir nicht zu! Geht selbst zu ihr, und habt Ihr den Vorsatz fassen können, uns zu verlassen; so habt auch den Muth, es Hildegard zu sagen.“ Bey diesen Worten wandte sich Herr von Desenitz rasch um, und verließ das Gemach.

Schoreel blieb in peinlicher Verlegenheit zurück. — Tausend schmeichelnde Vorstellungen fingen an, sich in ihm zu erheben, gaukelten vor seinen Blicken, schienen ihm die nutzlose Thorheit allzu strenger Begriffe vorzuwerfen —

der Kampf der vorigen Nacht erneute sich in seiner Brust. Sein Auge fiel auf ein Conterfey Hildegard's, das an der Wand in des Vaters Schlafgemache hing. — Ihr schöner, schwimmender Blick schien ihm seine Härte vorzuwerfen, er war in der höchsten Unruhe, und in dem Moment eröffnete sich die entgegengesetzte Thüre, und Hildegard trat ein. —

„Mein Gott, wie seht Ihr aus! Meister Johannes!“ rief die Schöne, indem sie mit der liebevollsten Besorgniß auf ihn zueilte: — „Seyd Ihr krank?“

Der weiche Ton, mit dem sie dieß sagte, schnitt tief in Schoreel's aufgeregtes Herz. O mein Gott! rief er: Hat Euer Herr Vater, gnädiges Fräulein, Euch nichts gesagt?

„Nichts,“ antwortete Hildegard verwundert, „als daß Ihr mich zu sprechen wünscht, und daß ich Euch hier treffen würde. Ich komme, und finde Euch in einer Verstörung.“ —

Die Ihr verzeihen, die Ihr bemitleiden werdet, mein Fräulein, wenn Ihr die Ursache derselben hört. — — — Ich muß fort! flüsterte er kaum hörbar.

„Fort?“ rief Hildegard mit einem Schrey,

„Fort! Ist das Euer Ernst? Nein, nein, es ist nicht. Es ist nicht möglich.“

Es muß seyn, mein Fräulein, und ich hätte es vor acht Tagen thun, ich hätte gar nicht bleiben sollen.

„Aber warum,“ rief Hildegard, warum müßt Ihr fort?“

Weil — weil längeres Verweilen wider meine Pflicht wäre, erwiederte Schoreel, mich rufen Geschäfte — mich ruft, setzte er mit fester Stimme hinzu, mein Wort.

Hildegard war leichenblaß geworden während dieser Rede, sie zitterte, und ließ sich auf einen Stuhl nieder. Beyde schwiegen eine Weile.

„Euer Wort?“ hob sie nach einer Pause mit bebender Stimme an — „Wie versteht Ihr das!“ Die Porträt-Ähnlichkeit mit jenen Bildern in Brüssel trat schnell vor ihren Geist.

Schoreel erhob sein Auge, er sah den Ausdruck von Zerstörung und Schmerz in dem engelschönen Gesichte, sein Herz drängte ihn, ihr zu Füßen zu stürzen, und zu sagen, daß er bleiben, daß er in Ewigkeit sich von dieser theuren Stelle nicht entfernen möchte. Da erhob sich Stolz und Treue in seiner Brust. Willst du Agathen verrathen, willst du dich der Her-

rinn zum Sclaven geben? tönte es in ihm. — Ein rasches Wort konnte den langen Kampf endigen. —Noch einen Augenblick wankte er, dann sagte er entschlossen:

„Mein Fräulein! Ich bin verlobt, und meine Braut wartet meiner in Amsterdam.“

Das war nun freylich mehr, als er nach strenger Wahrheit sagen konnte; denn von Agathens Gesinnung hatte er seit den vier Jahren seiner Abwesenheit keine Kunde mehr. Aber er wollte ein Verhältniß enden, das mit seinen Grundsätzen nicht in Einklang zu bringen war, und darum sprach er mit dieser Sicherheit.

„Verlobt!“ — wiederhohlte Hildegard mit dumpfem Tone. — „Verlobt!“ — Sie starrte ihn an, ihr Auge war erloschen — es schien, als hätten alle Gedanken, alle Kräfte ihres Wesens sie bey diesem Worte verlassen.

Schoreel sah ihren Zustand, — sein Herz wollte zerspringen. — Er fürchtete eine Ohnmacht — er näherte sich ihr, aber in dem Augenblicke, wo er den Arm ausstrecken und die Wankende aufrecht halten wollte — änderte sich plötzlich ihre ganze Gestalt. Das Blut, das vorher aus ihren Wangen gewichen war, strömte mit Macht zurück, das erst gebrochene Auge

flammte, hohe Röthe des Zornes bedeckte ihr Gesicht, ihr Blick schoß Strahlen des vernichtenden Grimmes.

„Unwürdiger!“ rief sie, indem sie sich hoch und stolz aufrichtete, und jede Spur ihrer vorigen Weichheit und Schwäche verschwunden war. „Unwürdiger! das war es also, und dahin konnte Eure Falschheit es kommen lassen! Aus meinen Augen! Fort! ich kann Euch nicht mehr sehen!“

Schoreel stand einen Augenblick unentschlossen, ob er diesem jetzt willkommenen Befehle Folge leisten sollte. Aber sein Ehrgefühl war durch den Verdacht verletzt, den Hildegard's letzte Worte enthielten. Er blieb, faßte sich, und sagte, so besonnen und ruhig er es vermochte:

„Mein Fräulein! bedenkt, daß ich es nicht war, der Euch hier aufgesucht, daß ich mehrmahls von meiner Abreise gesprochen, daß die Güte, womit Euer Herr Vater und Ihr mich behandelt, mich wohl auf Euer geneigtes Wohlwollen schließen ließ, keineswegs mir aber den unziemlichen Stolz einflößen konnte, zu glauben, daß die frühern Verhältnisse meines Herzens auf irgend eine Art bey Euch in Betracht

kommen könnten. Darum schwieg ich, darum sollte auch von dem, was mich bindet, nichts kund werden; als daß ich zurückkehren muß.

Hildegard hatte mit abgewendetem Gesichte, unter den Zeichen des heftigsten Unwillens, diese Art von Rechtfertigung angehört. Als Schoreel geendet — warf sie von der Seite den Blick nach ihm. — Sie sah den Ausdruck des reinen, festen Gemüthes in seinen Zügen, und zugleich den Schmerz und die unverkennbare Rührung, die aus denselben sprach. — Ihre Zornesgluth sank — aber ihr Stolz blieb fest; der seine sollte nicht mächtiger seyn.

„Schoreel!" rief sie, indem sie sich begütigt gegen ihn wandte: — „Ich begreife Euch. Wir müssen scheiden. Gott sey mit Euch! Lebt wohl!" — Ihre Thränen stürzten hervor, — sie riß das Tuch an die Augen, und eilte aus dem Zimmer.

Der Jüngling stand noch eine Weile ohne Bewegung, ohne Laut; — seine Blicke hafteten auf der Stelle, wo die theure Gestalt verschwunden war. Dann wandte auch er sich, und verließ den Ort. Agathe! sagte er zu sich selbst, das Opfer war nicht klein!

Er eilte auf sein Zimmer, sein Diener wur-

de gerufen. Schnell sollte alles Gepäck geordnet — das Pferd gesattelt werden — sie wollten in zwey Stunden fort. Der Bursche ging betrübt, und schickte sich an, seines Herrn Befehl ins Werk zu richten. Da traten Diener des Herrn von Desenitz herein, und bothen sich an, ihm behülflich zu seyn, indem sie zugleich Erfrischungen und Bequemlichkeiten aller Art mit sich brachten, die geeignet waren, des Meisters Reise zu erleichtern, und die Herr von Desenitz ihm sendete, weil er seinen unwiderruflichen Entschluß vernommen, das Schloß noch heute zu verlassen.

Schoreel's Stimmung, mit der er das Ende dieses Geschäftes erwartete, war sehr peinlich, ja schmerzhaft. Die Art, wie Hildegard ihn entlassen, hatte den Stachel aus seiner Seele genommen, den ihr aufwallender Zorn in dieselbe geworfen, und an welchem seine Kraft sich gestählt haben würde. Nun stand sie verklärt in Liebe und Edelmuth vor ihm, und er glaubte zu fühlen, daß er sich doch nicht ganz recht gegen sie betragen, daß er auf keine Weise hier verweilen oder doch mancher Schwäche seines Herzens im Umgange mit ihr nicht hätte nachgeben sollen. Was ihm der Diener, im öftern hin und her Gehen, um des Herrn Gepäck zu hohlen,

von jenen Sendungen sagte, vermehrte das Gefühl seines Unmuths, und mit Ungeduld sah er dem Augenblicke entgegen, wo man ihm berichten würde, daß er das Pferd besteigen könne. Doch fand er es nothwendig, sich noch ein Mahl bey dem Ritter zu beurlauben. Er glaubte, daß dieß Sitte und Dankbarkeit fordere. Er sandte vorher hinüber, um sich anzufragen. Gleich darauf trat Herr von Desenitz in sein Zimmer. Des Vorgefallenen wurde mit keinem Worte erwähnt. — Der Ritter entließ den Jüngling mit freundlicher Achtung, ja, mit väterlichem Wohlwollen, und es schien Schoreel'n, als wisse der alte Herr es ihm Dank, daß seine bestimmte Erklärung die Tochter von einem Schritte abgehalten, der dem Ritter und Freyherrn doch unmöglich angenehm gewesen seyn konnte.

Herr von Desenitz begleitete den Gast bis in den Hof, und sah ihn noch aufsitzen. Schoreel konnte sichs nicht versagen, seine Blicke umher an die Fenster des Schloßes zu senden, um vielleicht eine theure Gestalt nochmahls von Weitem zu sehen. Er konnte nichts gewahren — nur an dem einen Fenster waren die Gardinen von schwerem, rothem Damast niedergelassen, und er glaubte eine schneeweiße Hand zu sehen, die

sie einen Augenblick zurückzog. Sein Herz schlug gewaltig, aber er beharrte fest auf seinem Vorsatz, und unter herzlichen Segenswünschen des alten Herrn trabte sein Pferd durch den hallenden Thorweg und über die Zugbrücke, und bald hatte er die Fläche und die Straße erreicht, auch das Schloß aus den Augen verloren, das hinter dem Waldgebirge verschwand.

Noch einige Tage setzte er mit schwerem Herzen seine schnelle Reise fort; denn die Erinnerung an Hildegard, an das Glück, das sie ihm zugedacht, und die Furcht, vielleicht doch eine Schuld gegen sie zu haben, lasteten auf seiner Seele. Nach und nach verlor sich diese Beklommenheit; und so wie in den kurzen Nächten des Frühlings der letzte Tagesschein noch halb dämmernd auf den Bergen liegt, und dennoch in wenigen Stunden das erfreuliche Morgenlicht schon auf der entgegengesetzten Seite herauf zu schimmern beginnt: so erhob sich, wie er dem Zielpunct seiner Reise sich näherte, die heimische Luft ihm in den untern Rheingegenden entgegen wehte, eine fröhliche Hoffnung in seiner Seele, und Agathens Bild, die er nach mehr als vier Jahren nun wieder sehen sollte, erhob sich in der Verklärung der reinsten Liebe und Freude

vor ihm, und zerstreute jede Spur des Grames, wie die Morgensonne jeden Nebel, den die Nacht zurückgelassen.

Schon hatte er den burgundischen Boden erreicht. — Es war das Vaterland, dessen Dörfer, dessen blühende Gefilde vor ihm lagen, und Thränen frommer, freudiger Rührung stürzten aus seinen Augen, daß Gott ihn so väterlich geführt, geschirmt, und nach so manchen überstandenen Beschwerlichkeiten wieder gesund und unverdorben in die Heimath gebracht, und ihm das geliebte Land wieder habe schauen lassen. — Aber wie werde er nun wohl die Menschen, die er vor so langer Zeit darin verlassen, wieder finden? Dieser Gedanke, den er in der Hast der letzten Reise sich nie so klar gemacht hatte, stand auf einmahl in grellem Lichte vor ihm, und eine Schaar von Zweifeln und Möglichkeiten erhob sich hinter demselben, und ergriff des Jünglings Herz mit bangem Grauen. Er hielt den raschen Schritt seines Pferdes an, er wollte nicht gerade nach Amsterdam, nicht unvorbereitet ins Haus des Meisters treten; wer weiß, was Zeit, Krankheit, Todesfälle für Veränderungen in demselben hervor gebracht haben könnten. Er wollte in Utrecht, bey einem alten Freund,

Herrn von Lokhorst, Domdechant am dortigen Münster, erst anhalten, sich erkundigen, und dann nach Amsterdam. Lokhorst empfing den lange Entbehrten mit dem größten Jubel, der Tag des Wiedersehens war ein Festtag für dessen ganzes Haus. Als der erste Sturm der Freude sich gelegt hatte, wagte es der Jüngling, mit umsichtigen Fragen seinem Ziele näher zu rücken. Lokhorst, der nichts Bestimmtes von Schoreel's frühen Herzensverhältnissen wußte, antwortete unumwunden. Ihm, als Kenner und Liebhaber der Kunst, war der alte Meister Cornelis wohl bekannt gewesen. — Leider hatte ihn der Tod vor etwa anderthalb Jahren hinweggerafft. — Schoreel war tief ergriffen durch diese Trauerbothschaft, sein Muth, weiter zu fragen, sank — doch er wollte Alles wissen.

„Und seine Witwe? seine jüngste Tochter, die damahls noch im Hause war?“

„Die Mutter lebt noch, die Tochter hat geheirathet,“ erwiederte Lokhorst, ohne zu ahnen, was seine Worte für eine Wirkung machen mußten.

„Geheirathet?“ stammelte Schoreel, und starrte den Geistlichen an: — „Nicht möglich! Es ist ein Irrthum.“ —

„Durchaus nicht," antwortete dieser: — „Bald nach des Vaters Tode entschloß sie sich endlich, einem jungen Goldschmied, Vandonk, der schon lange ins Haus ging, und ein Liebling der Mutter war, ihre Hand zu geben. Mein Gott! Der Vater hatte nichts hinterlassen, die Mutter sah einem hülflosen Alter entgegen; Vandonk ist ein hübscher geschickter Mann — und so machte sich die Sache bald."

Schoreel hatte nichts geantwortet. — Lokhorst sah ihn am Schluße seiner Rede an, und erschrack über des Jünglings gänzlich verändertes Aussehen.

„Mein Gott! wie wird Euch?" rief er, und sprang besorgt dem fast Ohnmächtigen bey.

Schoreel konnte nicht sprechen. — Leichenblässe bedeckte seine Züge. Er war vernichtet. Die Hoffnung seines ganzen Lebens stürzte mit dieser Nachricht vor ihm zusammen. Der Dechant merkte wohl, welchen Zusammenhang dieß haben mochte, und bereuete seine allzu schnelle Rede. Aber es war geschehen. Langsam besann sich der Jüngling wieder. Ein Fieber, das ihn einige Tage ans Lager fesselte, war die Folge des jähen Schreckens. Wie er wieder aufstand, faßte er des Gastfreundes Hand, bey dem er eine wahr-

haft väterliche Pflege gefunden, und der mit freundlichem und geistlichem Troste seine Seele erquickt hatte, sagte ihm Dank für Alles, und bath ihn aber, jener Begebenheit, so wie jener Personen nie wieder mit Einem Worte zu erwähnen. Nach Amsterdam zu gehen, war ihm unmöglich. Lokhorst drang in ihn, bey ihm in Utrecht zu bleiben. Schoreel nahm es gern an. Eine Heimath hatte er nicht mehr, das Paradies der Liebe war ihm verschlossen; so blieb er gern in der Umgebung der Freundschaft.

Lange darnach — als er es im Stande war, zu vernehmen — erfuhr er die nähern Umstände jener Verbindung. Vandonk hatte es verstanden, durch seine Munterkeit, durch seine Schwänke die Mutter für sich einzunehmen, und nach und nach in ihrer Tochter Herz das Gift des Mißtrauens gegen Schoreel, der so lange wegblieb, so leichtsinnig jeder Lockung folgte, die ihn von der Geliebten abführte, zu streuen. Dann starb der Vater, dessen redliche Gesinnung bey Agathen stets noch Schoreel's Andenken in hohem Werthe erhalten hatte. Nach seinem Tode hatten Vandonk und die Mutter freyes Spiel. Des fernen Jugendgeliebten Bild war längst schon in Agathens Brust verdüstert und verblichen gewe-

sen. Die lebendige Gegenwart trat vor. Der Drang der Umstände, der Mutter Zureden entschied. Sie heirathete den Goldschmied. Die Nachricht von Schoreel's Wiederkunft, von seiner Treue für sie, die sie erfuhr, stieß einen Stachel in ihr Herz, der es unheilbar verletzte, und die Ehe mit ihrem leichtsinnigen Manne nicht glücklicher machte. Sie starb wenige Jahre darnach.

Schoreel aber lebte nur seiner Kunst. Das Frauengeschlecht hatte jedes Recht auf ihn verloren. Er hatte nur Ein Mahl, aber für immer geliebt. Die Kunst, die Freundschaft, Musik und Poesie beschäftigten seine folgenden Jahre, und er ward väterlicher Freund, Rathgeber und Beschützer manches aufkeimenden Talentes, wie des berühmten Johannes Secundus, der ihm in lateinischer Sprache schrieb. Im spätern Alter verbitterten schmerzhafte Krankheiten sein Leben — er trug auch diese Leiden mit Geduld und Standhaftigkeit, und starb nicht weit von seinem siebenzigsten Jahre.

II.

Der Wahlspruch.

II.

[illegible]

König Friedrich August, der Erste von Pohlen, war gestorben, und die Unruhen, welche einen großen Theil seiner Regierung getrübt, und nur gegen das Ende derselben sich einigermaßen gestillt hatten, schienen nach seinem Tode wieder anzufangen. Die benachbarten Reiche regten durch ihre Einwirkungen den Parthepgeist auf's Neue auf, Pohlen erhoben sich gegen Pohlen. Ein Theil, unter russischem Einfluß, suchte dem Sohne des eben verstorbenen August die Thronfolge zu sichern, während der Andere, vom französischen Interesse beseelt, den edlen Stanislaus Leczinsky, den Schwiegervater König Ludwig des Fünfzehnten, wieder auf den Thron erheben wollte, den er schon früher durch Karl des Zwölften siegreiche Waffen eine Weile gegen Friedrich August behauptet, und nur nach dem Tode des heldenmüthigen Schwedenkönigs seinem Nebenbuhler hatte überlassen müssen.

Unruhen, Unsicherheit des Eigenthums und blutige Auftritte, begleiteten diese Bewegungen

im Innern des Landes, und stellten durch die sonderbare Verfassung dieser sogenannten Republik, durch den Culturstand des Volkes, die Unabhängigkeit und Macht der großen Dynasten, ein Bild des Mittelalters dar, auf eine seltsame Weise mit einem Anfluge fremder äußerlicher Verfeinerung vermischt, welcher aus den Berührungen mit dem nachbarlichen Deutschland, und dem häufigen Verkehr mit Frankreich, über die Nation gekommen war. Denn schon früher hatte das Cabinet von Versailles sich bedeutenden Einfluß auf die Angelegenheiten in Pohlen zu verschaffen gewußt; seiner Parthey hielt die russische die Wage, und diese Beyden mit Schweden und Österreich vollendeten das Chaos von streitenden Kräften, welches die Reichstage dieses Landes zum Sprichwort in Europa machte.

Mitten unter diesen Stürmen hatte der gewandte und reichbegabte Charakter der Nation sich auf eine vortheilhafte Art entwickelt. Es ward ihm leicht, sich alle Liebenswürdigkeit der Franzosen im Umgange anzueignen, mit welcher die noch treu bewahrte Kraft eines kaum gebildeten Volkes, und seine hervorstechenden Eigenthümlichkeiten ein wunderbares Ganzes bildeten.

Vor allem verbreitete die Bekanntschaft mit

französischer Bildung, und der häufige Verkehr mit Menschen aus diesem Lande, einen ungemeinen Zauber über den weiblichen Theil der pohlnischen Nation. Viele vornehme Pohlinnen hatten Paris besucht, das unter Ludwig dem Fünfzehnten noch wie unter der vorigen Regierung der Mittelpunct der cultivirten Welt war, und dort die natürliche Anmuth ihres Wesens durch Aneignung französischer Sitten und französischen Geschmackes unendlich erhöht. Diese Sitten, diese Gewohnheiten brachten sie dann wieder in ihre Wälder, in die ländliche Einsamkeit ihrer Castelle mit; und so erzeugte sich auch dort jener seltsame Contrast nationeller Gewohnheiten und fremder Cultur. Ein schlichtes, fast roh gebautes Landhaus verbarg in seinem Innern allen den Luxus und all die gesuchteste Eleganz, wie sie nur damahls Reichthum und Geschmack in den glänzendsten Städten verschaffen konnten; und Kleidung sowohl als Benehmen der Frauen, ihre Sprache und der Inhalt ihrer Worte machten den Besuchenden zweifelhaft, ob er nicht durch einen Zauberschlag aus den pohlnischen Wäldern nach der Hauptstadt von Frankreich versetzt sey.

Aber nicht bloß vornehme Pohlen und Poh-

linnen reiseten nach Paris, um ihr Inneres und Äußeres umzuformen; häufig kamen auch Franzosen in Kriegsdiensten und Civilmissionen, oder auch bloß ihres Vergnügens wegen, nach Warschau, Crakau und in die Schlösser des mächtigen Adels, und das Land, welches die Weichsel durchströmt, war manchem Franzosen so wohl bekannt, als die Ufer der Seine, oder das Gehölz von Vincennes.

Auch ein Jüngling, dort geboren, wo „unter blüh'nden Mandelbäumen, an der Loire schönem Strand" *) einst die Troubadours gewandelt hatten, und der Geist, der jenen ihre Lieder eingab, nicht ganz aus der romantischen Umgebung gewichen war, wurde durch die Umstände der Zeit und seine Privatverhältnisse, in jenen unruhvollen Tagen nach Pohlen geführt. Eugen von Turvilly war der zweyte Sohn eines alten würdigen Hauses, das seine Besitzungen unweit der Loire hatte, und dessen Glieder den größten Theil ihres Lebens auf dem Lande zuzubringen gewohnt waren. Das Schloß, auf einem Hügel unfern des Stromes gelegen, mit der Aussicht auf das schöne gesegnete Land

*) Worte aus der Oper: Euryanthe.

umher, war halb alt und halb neu gebaut, und zeigte in seinen verschiedenen Bestandtheilen die Bauart entfernter Jahrhunderte. Aber während die Familie in dem neuesten Theil desselben, der, im siebenzehnten Jahrhundert gebaut, alle Fehler und Geschmacklosigkeiten jener Zeit an sich trug, sich in schwerfällig verzierten Gemächern der Aussicht auf ein steifes Blumenparterre und die staubige Straße erfreute, lagen die beyden andern Flügel des Gebäudes fast unbewohnt, welche, im edelsten Style des Mittelalters erbaut, an vielschaftigen Säulen, an Kreuzgewölben und Thürverkleidungen alle Pracht des Frühlings in Knospen und Zweigen entfalteten, wo durch hohe, mit herrlicher Glasmahlerey gezierte Fenster ein geheimnißvoller Tag einfiel, indeß sich vom kühngebauten Söller die schönste Aussicht auf weinbekrönte Hügel, fruchtbare Ebenen und den majestätischen Strom darboth.

Eine Person indessen in dieser Familie war nicht so ganz von dem herrschenden Geschmack des Zeitalters ergriffen, daß nicht die Vorwelt mit ihren heroischen Gestalten, ihren zarten Gesängen und kühnen Unternehmungen Eingang in ihr Herz hätte finden sollen, und diese Person war eben jener Eugen, den sein Geschick

später nach Pohlen führte. Mit geheimer Lust hatte er, von Kindheit an, den Romanzen, Sagen und Mährchen gehorcht, welche ihm seine Wärterinnen erzählt, oder die er in den dicken, mit bunten Bildern ausgestatteten Chronikenbüchern des Pfarrers gelesen hatte. Eine poetische Welt ging ihm daraus auf, und der verlassene Theil des väterlichen Schlosses stimmte allzuwohl mit den Bildern und Empfindungen, die jene Lectüre in ihm geweckt hatte, als daß er nicht sehr oft diese Hallen, wo seine Ahnen gelebt, gewirkt, gebethet und gezecht hatten, zum Schauplatz seiner Knabenspiele, und späterhin zum Zufluchtsort hätte wählen sollen, in welchem seine Phantasie ihre schönsten und erhabensten Stunden genoß.

Bald fing er auch an, kleine Chansons, Lay's und Romanzen zu dichten, wie er sie in manchem alten Buch gefunden, und war glücklich in der Traumwelt, die er sich selbst geschaffen. Noch waren es aber nur die Kämpfe mit Riesen, Drachen und Mohren, was den Inhalt seiner Gesänge ausmachte; eine Dame seines Herzens hatte er noch nicht, und die hochgebenedeyte Jungfrau war bis jetzt die alleinige Königinn desselben gewesen.

Indessen war über diesen dichterischen Übungen und dem Erlernen alles dessen, was der alte Marquis, sein Vater, für nothwendig zur Ausbildung eines jungen Cavaliers hielt, die Lebensperiode eingetreten, in welcher Eugen, gleichwie fast alle männlichen Sprossen dieses Hauses, sich dem Kriegsdienst für einige Jahre widmen sollte. Der Krieg in Pohlen, die gekränkten Rechte des Königs Stanislaus gaben die schönste Veranlassung. Marquis von Turvilly führte seinen Sohn nach Paris, stellte ihn dem Könige vor, auf den der hochgewachsene Jüngling mit dem geistvollen Gesichte einen vortheilhaften Eindruck machte, und bald war eine Offizierstelle unter einem der in Pohlen stehenden Regimenter dem glücklichen Eugen zugesichert.

Die Schmerzen des Abschieds gingen zum Theil in der Freude unter, ins thätige Leben einzutreten, und aus dem unbeachteten Jünglinge ein Mann geworden zu seyn. Eugen verließ das Schloß seiner Ahnen, in das er nur auf kurze Zeit zurückgekehrt war, um seine Vorbereitungen zu machen, und seine Lieben noch einmahl zu sehen, mit schwellendem Herzen, und eilte der unbekannten Welt entgegen, die weit,

weit hinter den französischen und deutschen Bergen, Wäldern und Länderstrecken seiner wartete.

Im Anfange wollte ihm Vieles dort nicht behagen. So manche Bequemlichkeit, so manchen Genuß, der ihm seit seiner Kindheit als eine natürliche Bedingung seiner Existenz vorgekommen, und zum Bedürfniß geworden war, so manche liebe Gewohnheit mußte er hier entbehren lernen. Das Clima war rauh, rauher noch die unendlichen Wälder und unbewohnten Flächen, auf denen meilenweit keine Spur menschlichen Daseyns erschien; am rauhesten endlich die Menschen selbst, halbwilde Naturen, mit denen die Unbekanntschaft der Sprache jeden Verkehr aufhob, und den Fremdling auf Zeichen und zweifelhafte Mittheilung beschränkte.

Der junge Franzose fühlte sich sehr unbehaglich, und nur der Dienst und einige kleine Gefechte, bey denen er sich auszuzeichnen Gelegenheit fand, brachten einige Lichtpuncte in sein einförmiges Daseyn. Einquartirt in einem elenden Dorfe, abgeschnitten von allem Umgange, quälte ihn oft eine fürchterliche Langeweile, und er nahm öfter, als er es je gethan, zu dem ihm sonst nicht werthen Zeitvertreib, zur Jagd, seine Zuflucht, wozu die wildreichen

Forsten in seiner Nähe die beste Gelegenheit darbothen.

So kam es, daß er einst im Herbst, die Flinte auf der Schulter, einen seiner Lieblingsdichter in der Tasche, sich auf den Weg machte, um auf gut Glück durch den Wald zu streifen. Die Mittagsstunde war bereits vorüber, aber der Tag gar heiter und mild; bald ging er, bald saß er unter einem schattigen Baum, blickte in der Waldeinsamkeit um sich, las ein wenig, dann stand er wieder auf und spähte nach Vögeln und anderem Gewild, und hoffte nichts anders, als vor einbrechender Nacht wieder in seinem Quartier zu seyn. Aber die Göttinn der Jagd schien ihm heute besonders ungünstig. Kein Wild wollte ihm aufstoßen, und sogar ein Paar wilde Enten im Schilf des verborgenen Waldsee's entgingen seinem Schusse. Das fing an, ihn zu ärgern, und etwas eifriger als sonst, vertiefte er sich nun in den Wald. Es ward später, die Herbstnebel zogen am Himmel herauf, der Tag wurde trüb, und ein leises Rauschen und Säuseln im Laube benachrichtigte den verdrießlichen Jäger, daß es zu tröpfeln beginne. Nun wollte er aus dem Wald der Straße und seinem Dorfe zueilen, aber es fand sich bald,

daß er die Richtung verloren hatte, und der Ausgang des Waldes nicht so nahe war, als er geglaubt.

Über dem Suchen eines Pfades, der ihn in's Freye führte, war es allmählig dunkler geworden. Der Regen nahm zu, kein Weg war mehr zu unterscheiden, und nur mit großer Mühe, und oft von Wurzeln und Reisig am Boden aufgehalten, oft von Zweigen zerkratzt, durch die er sich Bahn machte, gelangte er endlich an den Ausgang des Waldes. Aber hier entdeckte sich's zu seinem Mißvergnügen, daß er sich in einer ganz unbekannten Gegend befand, und auch nicht einmahl errathen konnte, wo er sey. Denn kein Stern war am umflorten Himmel zu sehn, von welchem ein leiser aber unaufhörlicher Regen niedersäuselte, und kein Thurm, kein Haus, ja nicht einmahl ein Hügel zeigte sich ringsum, von dem er die Gegend bey der eingetretenen Dämmerung unterscheiden, oder von wo er sich einen freyern Ausblick hätte versprechen können.

Er fand seine Lage sehr unangenehm; doch war jetzt nichts zu thun, als auf gut Glück nach der Richtung fort zu gehn, die ihn, seiner Meinung nach, aufs Wahrscheinlichste an das Ziel seiner Wünsche, sein Dorf, führen

durfte. Bald erblickte er von fern den Schimmer eines Lichtes. Dieser Anblick erfüllte ihn mit Vergnügen; denn er konnte nun hoffen, an einen bewohnten Ort zu gelangen. Muthig schritt er fort, bis der Boden, der sich unter seinen Füßen senkte, und der letzte schwache Dämmerschein des Abends ihn belehrten, daß er sich am Rande eines weiten Thales, oder vielmehr einer Niederung befand, die sich vor ihm ausbreitete, und daß jenes Licht aus einem Gebäude kam, das der tiefe Ort, an dem es stand, ihn vorher zu beobachten gehindert hatte.

Vorsichtig stieg er den kleinen Abhang herunter, fand sich zwischen Feldern voll aufsprossender Saat, und erkannte einen ziemlich guterhaltenen Fußpfad, der ihn in gerader Richtung an jenes Gebäude führte. Er folgte dem Pfade, und stand in einer halben Viertelstunde vor einer halbzerfallenen Mauer, zu der einige zerbrochene Stufen aufwärts führten, und in der er eine unregelmäßige Öffnung entdeckte, die kein Thor zu nennen war, sondern nur ein Spalt, vielleicht eine Brèsche, durch feindliche Gewalt gemacht, die in jenen Zeiten nichts Seltenes war.

Einladend sah das Ganze nicht aus, aber es

war doch muthmaßlich die Wohnung menschlicher Wesen, und im schlimmsten Fall ein Obdach gegen den Regen. Eugen stieg daher die Stufen hinauf, schritt durch die Maueröffnung und sah vor sich einen Hofraum, welchen niedrige Gebäude, gleich Stallungen, rings umher, und verstreutes Ackergeräthe als einen Meierhof bezeichneten. Aber er schien verlassen, keine menschliche Seele war zu sehn. Turvilly ging hindurch, ein niederer Thorbogen führte ihn in einen zweyten Hof, und hier zeigte sich ein mächtiges Gebäude mit starken Thürmen an den Ecken, das ihm gerade gegenüberstand, und von welchem zu beyden Seiten hohe Mauern mit Schußscharten und ausgezackten Zinnen sich bis zu dem Meierhofe streckten. Das Gebäude glich einer alten Veste, nur ein kleines Pförtchen both in einem Winkel desselben einen Eingang dar. Ein schmaler Gang leitete gerade aus in den eigentlichen Schloßhof; aber unregelmäßige Fenster, die vier Eckthürme, die in die dunkle Luft emporstiegen, ein verschloßner Thorweg und eben so verschloßne kleine Thüren waren alles, was der Jüngling sehen konnte. Das Ganze schien unbewohnt — wie ausgestorben. Da erblickte er in dem schmalen Gange eine Wendeltreppe. —

Irgendwo mußten doch Menschen wohnen, denn er hatte ja von fern das Licht gesehn. Er stieg hinan, und gelangte in einen Vorsaal, dessen hochgesprengtes Gewölbe auf zwey mächtigen Pfeilern ruhte, und von einer aus der Höhe herabhängenden Lampe sparsam erleuchtet war. Mehrere Thüren, stattlich mit Schnitzwerk verziert, führten zu inneren Gemächern. — Seine Hoffnung wuchs, er schritt aufs Gerathewohl der gegenüberstehenden Thüre zu, aus der er ein leises Flüstern zu vernehmen glaubte, er öffnete, und sah sich in einem erleuchteten Zimmer, in welchem mehrere Damen, zum Theil mit Handarbeit beschäftigt, um einen Tisch saßen. Bey dem Geräusch der sich öffnenden Thüre fuhren sie alle bestürzt empor, als hätten sie sich von dieser Seite keines Überfalls versehen, ein Paar von ihnen schrieen laut, wie sie plötzlich einen großen bewaffneten Mann eintreten sahen, und ein Paar Andere flohen in die fernste Ecke des Zimmers.

Turvilly sah den Schrecken, den seine Erscheinung hervorbrachte. — Er blieb sogleich stehn, seine erste Bewegung war, die Flinte von den Schultern zu nehmen, aber die Damen schrieen aufs Neue, als fürchteten sie eine feindliche

Absicht. — Verzeihung, meine Damen, sagte er nun auf französisch — indem er sich verneigte: Verzeihung einem Fremden, der sich verirrt und den der Zufall hierhergeführt hat!

Der Klang der französischen Sprache, noch mehr aber der bescheidene Ton, womit diese Worte gesprochen worden, flößte den Erschrockenen wieder etwas Muth ein. Sie wagten es, den Fremden anzusehen, und trotz der Beschädigungen, die der Gang im Walde und der Regen an seiner Toilette gemacht hatten, erschien doch etwas so Edles in der Gestalt des Unbekannten, und die französische Uniform, die unter dem Mantel sichtbar wurde, erklärte so Manches, daß man endlich näher kam, fragte, sich verständigte, und bey Nennung des Nahmens Turvilly die alte Dame, eine angenehme Matrone, welche lange in Frankreich gelebt, aufmerksam wurde.

Es fand sich, daß sie den Colonel Turvilly, den Vater Eugen's gekannt; sie wollte sogar einige Ähnlichkeit in den Zügen des Sohnes entdecken. Und so hatte denn der Zufall aufs freundlichste für den Jüngling gesorgt, indem er ihn, mitten in unwegsamen Wäldern, in ein gastfreundliches Haus, und zu halb Bekannten geführt hatte. Allmählig näherten sich nun die

Damen mehr und mehr. Die Eine nahm ihm das Gewehr, die Andere den triefenden Hut ab. — Es gemahnte den Hocherfreuten der schönen alten Zeit, er kam sich vor wie ein fahrender Ritter, der, auf einem Schlosse angelangt, von den Edelfräulein entwaffnet wird, und seine Phantasie kleidete Alles, was um ihn geschah, in die lieblichsten Farben; er eilte in den Vorsaal zurück, warf den Mantel und die Jagdtasche ab, adjustirte sich, so gut es in der Eile und ohne Spiegel möglich war, und trat dann in etwas vortheilhafterer Gestalt wieder in das Zimmer. Hier machte sein Äußeres einen ganz andern Eindruck, als zuvor; denn die Uniform ließ dem schlanken Wuchse sehr wohl; das braune Haar, das, vom Regen genetzt und zurückgestrichen, die hohe freye Stirn mehr als gewöhnlich zeigte, die feinen Lippen, deren Bewegung eine Reihe von Perlenzähnen bald enthüllte, bald bedeckte, der ernste Ausdruck der jugendlichen Züge, der lebhafte und doch sinnige Blick der dunkeln Augen, nahmen zu seinem Vortheil ein; man hieß ihn noch einmahl sehr freundlich willkommen, und lud ihn ein, am Tische zwischen den Damen Platz zu nehmen.

Jetzt hatte auch er Zeit und Ruhe genug, um

seine neuen Bekannten zu betrachten. Außer der schon erwähnten Matrone, welche während des ganzen Vorgangs ziemlich ruhig auf ihrem Sopha sitzen geblieben war, fand er zwey junge Frauen, die, zwar nicht mehr in der ersten Blüthe, doch für vollendete Schönheiten gelten konnten — es waren dieß eine Tochter und eine Schwiegertochter der Matrone, — dann noch eine junge Person von unbedeutendem Ansehn, und endlich eine sehr liebliche und sehr jugendliche Gestalt, ein Mädchen von höchstens fünfzehn oder sechzehn Jahren, welches zwar bey seiner ersten Erscheinung geflohen, dann aber, ohne sich ihm, wie die Andern, zu nähern oder an ihren lebhaften Erörterungen Theil zu nehmen, still neben der Matrone stehen geblieben war.

Turvilly erfuhr nun seinerseits, daß er sich im Schlosse des Castellan von Grodno, des Herrn von Ottulinsky, befand, daß die Matrone seine verwitwete Mutter, eine der schönen Frauen seine verheirathete Schwester, die andere seine Gemahlinn, das unbedeutende Mädchen eine Verwandte des Hauses, jene jugendliche Schöne aber eine Enkelinn der Matrone, das Kind ihrer ältesten Tochter sey, die seit dem frühen Tode der Mutter sich bey der Großmutter aufhielt.

Es versteht sich, daß nach der Sitte des gastfreyen Landes Turvilly gebethen wurde, die Nacht im Schlosse zu bleiben. Auch wäre die Rückkehr nach seiner Station bey Nacht und Regen sehr beschwerlich gewesen. — Das Gespräch wurde bald lebhaft, und er hatte Gelegenheit nicht bloß die Schönheit seiner beyden Nachbarinnen zu betrachten, wovon die Eine, des Castellans Gemahlinn, eine Blondine von reichem, fast üppigem Wuchse, einer Ceres glich, und die Andere, seine Schwester, eine majestätische Brünette, wohl für eine Juno gelten konnte, sondern auch ihren Geist zu bewundern. Zwischen ihnen wurde die jüngere aber minder glänzende Elliska beynahe übersehen; auch hielt sie sich still und schweigsam, während die beyden verheiratheten Damen die Unterhaltung mit dem angenehmen Fremdling mit so lebhaftem Geist und so viel Anmuth führten, daß dieser sich plötzlich aus den pohlnischen Wäldern in einen der elegantesten Cirkel seines Vaterlandes versetzt glaubte, indem sowohl die Toilette der Damen, als die ganze Einrichtung des Gemachs diese angenehme Täuschung unterhielt, und aufs sonderbarste mit dem äußern Ansehen des Schloßes, und dem Aufgang, durch welchen Turvilly hierhergelangt war, contrastirte.

Dennoch, so geistreich die Unterhaltung, so schön die Damen, so geschmackvoll die Umgebung war, hatten doch Nässe, Kälte und Anstrengung den solcher Beschwerlichkeiten noch nicht sehr gewohnten Jäger etwas angegriffen. Die lebhafte Röthe, womit gleich bey seinem Eintritte entweder die scharfe Luft des Herbstes, oder die Verlegenheit seine Wangen gefärbt hatte, war nach und nach einer merklichen Blässe gewichen. Ein geheimer Frost schien ihn manchmahl zu durchschauern; aber viel zu artig und vielleicht zu beschäftigt mit seinen schönen Nachbarinnen, um sein Unwohlseyn zu zeigen, entging dieses der Bemerkung der Damen. Nur Eliska wandte sich plötzlich zur Großmutter, neben der sie bisher schweigend gesessen, und wenig von der Arbeit aufgeblickt hatte, und flüsterte ihr ein Paar Worte zu, worauf die Andern im Eifer des Gesprächs nicht achteten, die Matrone aber, der Enkelinn freundlich zunickend, die Klingel zog. Ein Diener erschien; sie befahl ihm Feuer im Kamin anzuzünden. Erstaunt wandten die Damen sich um, und fragten wozu? da es eben nicht kalt sey. Euch wohl nicht, meine Kinder, antwortete die alte Frau: Aber ihr bedenkt nicht, daß unser Gast mehrere Stunden

in Regen und kalter Luft zugebracht, und daß er folglich eines höhern Grades von Wärme bedarf, als wir, die wir heute das Zimmer noch nicht verlassen haben.

Turvilly verneigte sich, und dankte der Matrone in sehr verbindlichen Ausdrücken für diese gütige Aufmerksamkeit, die er eben verbitten wollte, als der pohlnische Knecht, eine Tracht Scheiter in dem Schooß seines langen Kleides haltend, bereits eintrat, und seine Last rasselnd am Kamine niederwarf.

Dankt nicht mir, Marquis, antwortete die Matrone: Es war Elliska, meine Enkelinn, die mich aufmerksam machte; sie glaubte euch anzusehn, daß ihr nicht wohl wäret.

Turvilly's Blick fiel jetzt zum erstenmahl mit Achtsamkeit auf das Mädchen, dessen Gesicht sich mit glühendem Purpur überzog, und um dessen Mund ein Zug von Unzufriedenheit spielte, als wisse es sie der Großmutter wenig Dank, ihr stilles Sorgen bekannt gemacht zu haben. Mit Erstaunen sah er jetzt eine bedeutende Schönheit von eigenthümlicher Art. Die frischeste Jugendblüthe schmückte die rosigen Wangen, schwellte die Purpurlippen, verbreitete einen zarten Hauch über dieß lebendige Colorit, von dem man wohl

mit dem Dichter sagen konnte, es sey „aus Rosengluth und Liliensch nee gewoben.“ Aber noch lieblicher als diese Jugendfrische sprach ein Ausdruck von Güte und Unschuld, von Klarheit und Unbewußtheit ihres Werthes aus den sanften Zügen und aus dem sittsamen Blick des blauen Auges. Turvilly fühlte sich überrascht; mit einer Bewegung, die er im Innersten spürte, erhob er sich, verneigte sich tief gegen das Mädchen, das sich freundlich eines Unbekannten angenommen, und er, der vorher so beredt war, sich mit den Damen zu unterhalten, brachte nur mit Stottern einige Worte des Dankes über die Lippen.

Sein Blick ruhte von nun an auf der reizenden Gestalt, und mit jedem neuen Moment glaubte er neue Schönheiten an ihr zu entdecken. Die Nationalkleidung, welche sie trug, der pohlnische Pelz von hellkirschrothem Zeug mit Zobelstreifen besetzt, schien ihm vortheilhafter als der französische Anzug seiner Nachbarinnen. Sehr anmuthig dünkte ihm die Bewegung der schöngeformten mit weißem Atlas bedeckten Arme, die aus den herabhängenden Ärmeln des Oberkleides hervorkamen, und sich in die zartesten Alabasterhände endigten, welche Turvilly jemahls gese-

hen zu haben glaubte; und es war ihm zweifelhaft, ob eine Schnur echter Perlen, die den blendenden Hals umgab, mehr Glanz von diesem empfing oder ihm verlieh. Vor allem aber gefiel ihm das Pelzmützchen mit der seitwärts herabhängenden Spitze, unter welchem die goldbraunen Locken sich in zartem Gekräusel um die blumigen Wangen schmiegten, während das dunkle Rauchwerk die Weiße der Stirn erhob.

Alles das bemerkte Turvilly nach einander, und seine Lebendigkeit, womit er vorher das Gespräch unterhalten, sank immer mehr und mehr. Seine Augen hingen an Elliska; sie suchten die ihrigen, aber nur selten und schüchtern blickten diese auf, und senkten sich sogleich wieder, wenn die des Jünglings sie trafen, und jedesmahl glaubte er einen Anflug des zartesten Rothes sich über diesen blendenden Teint verbreiten zu sehn, der eben so schnell entstand, als verschwand.

Ins Gespräch mischte sie sich wenig, nur wenn eine Rede an sie gerichtet wurde, antwortete sie; aber die französische Sprache schien ihr nicht so geläufig als ihren Verwandten. Turvilly nahm sich ein Herz, denn es kostete ihm Anstrengung, das Mädchen anzureden, und sagte ihr ein Paar Worte in pohlnischer Sprache,

die er in der ersten Zeit seines Hierseyns, zum Theil aus Langeweile, ziemlich erlernt hatte. Hoch erröthend blickte Elliska auf. Ein unbeschreiblicher Blick des Jünglings traf den ihrigen; dießmahl sah sie nicht gleich weg, ihre Seele war getroffen, und eine Thräne drang in das hellblaue Auge. Sie antwortete in ihrer Muttersprache, die Ängstlichkeit war überwunden, das Gespräch eingeleitet, und die Matrone schien mit Vergnügen die Aufmerksamkeit zu beobachten, die man ihrem Liebling zollte.

War es das Feuer, das hell im Kamin aufloderte, und eine milde Wärme durch das Zimmer verbreitete — war es die Wirkung des Gespräches mit Elliska — genug, Turvilly's Frösteln war verschwunden, sein Innerstes ging auf, ein Gefühl, das er nie gekannt, belebte ihn. Alles, was Elliska sprach, war bescheiden, einfach und wahr empfunden. Er hätte ihr ewig zuhören mögen, und es schien ihm, daß selbst die pohlnische Sprache dem, was sie sagte, einen eigenen Reiz verlieh. Aber seine Freude sollte nicht lange währen. Die andern Damen mischten sich bald in die Unterhaltung. Elliska verstummte wieder, wenn jene Funken des Witzes und der Belesenheit sprühten. Turvilly fühlte sich verstimmt,

bald hätte er auch, wie Elliska, in Schweigen versinken, und die liebliche Erscheinung nur betrachten mögen, als ein lautes Pferdgetrabe im Hofe die Unterhaltung unterbrach. Fackelschein loderte durch die Fenster; der Castellan war zu Hause gekommen, es wurde lebendig im Schloße. Von der andern Seite, der Thür gegenüber, durch welche Turvilly gekommen war, öffneten sich die Flügelthüren, man erblickte den Speisesaal, von Fackeln erleuchtet, womit eine Schaar von Dienern, Leibeigene des Hauses, den Gebiether über die Treppe in seine Gemächer begleitet hatte. Der Castellan wurde mitten unter ihnen sichtbar, wie er Befehle austheilte, während Andere die Flügelthüren offen hielten. Nun trat er ein, die Damen erhoben sich, man stellte ihm den unvermutheten Gast vor. Ein flüchtiger Ausdruck von Unmuth ging über des Castellans Züge, doch bewillkommte er den Fremden artig, und nahm Platz zwischen seiner Mutter und Elliska.

Die Gegenwart dieses Mannes schien plötzlich den Ton der ganzen Gesellschaft, ja die Personen selbst, aus denen sie bestand, umgewandelt zu haben. Verschwunden war aus dem Betragen der Gemahlinn und Schwester des

Castellans alle die bezaubernde Leichtigkeit und witzige Gesprächigkeit, welche sie zuvor beseelt. Ernst und gemessen unterhielten sie sich von Geschichten und Ereignissen, an welchen eben ein mächtiger Dynast, der ein entscheidendes Wort bey der Verwaltung seines Vaterlandes mitzusprechen hatte, Antheil nehmen konnte. Die Matrone mischte sich mit größerer Wärme als zuvor, in dieß Gespräch, die beyden Mädchen verstummten ganz, und statt leichter Witzspiele, galanter Wendungen, französischer Literatur, Pariser Bekanntschaften und Theater, welche vorhin abgehandelt worden waren, kamen nun die Ereignisse des Tages, die Zerrüttungen des unglücklichen Vaterlandes zur Sprache. Turvilly konnte bald abnehmen, daß der Castellan nichts weniger als der Parthey günstig war, zu welcher der Franzose sich bekannte. Er war indessen bescheiden und klug genug, zu schweigen, und sein Geist war hinlänglich beschäftigt; denn Elliska saß ihm noch immer gegenüber, und obwohl ihr Blick sich kaum von der Arbeit hob, und kein Laut über ihre Rosenlippen ging, so schien ihm doch aus manchen Bewegungen, die über ihre Züge glitten, daß ihr Gemüth, wie das ihrer Landsmänninnen überhaupt, nicht ohne leb-

haften Antheil an dem Schicksal des Vaterlandes war, und eine stille Ahnung ließ ihn erkennen, daß trotz der Absichten ihres Oheims, Stanislaus, der Held aller bessern Seelen, auch der dieses unschuldsvollen Herzens war.

Sehr deutlich war aus des Castellans Äußerungen abzunehmen, daß er zur russischen Parthey gehöre, und gesonnen sey, wenn es wieder zu blutigen Auftritten kommen sollte, sich öffentlich für den Sohn des verstorbenen Königs August zu erklären. Turvilly fühlte sich verstimmt, nicht an seinem Platz, und so sehr er sich vor Kurzem über die neue Bekanntschaft erfreut, so sagte ihm jetzt eine innere Stimme, daß sich die Dinge hier in der Folge ganz anders gestalten könnten, als ihm lieb war. Indessen, so entgegengesetzt die Ansichten schienen, wurden die Formen doch nie verletzt, das Gespräch blieb in anständigen Schranken, man ging zum Souper, dem fremden Gast wurde ein Zimmer angewiesen, aber lange besuchte der Schlaf seine Augen nicht; denn die Erinnerung an den ersten Theil des Abends, und was sich aus diesen Verhältnissen vielleicht noch erwünscht oder unerwünscht entwickeln könnte, hielt seine Lebensgeister wach.

Am andern Morgen ging er, sich bey der Fa-

milie, die um den Frühstücktisch versammelt war, mit lebhaften Bezeigungen seiner Dankbarkeit zu beurlauben. Elliska war nicht da; das war die erste vereitelte Hoffnung. Man empfing ihn sehr artig, aber man machte keine Miene, ihn länger aufzuhalten; das war die zweyte; und die höfliche aber trockne Art, womit sich der Castellan gegen ihn benahm, schien auch den Damen einigen Zwang auferlegt zu haben, so daß nicht einmahl eine Aufforderung zu öfteren Besuchen ausgesprochen wurde, und Turvilly mit tiefgereiztem Gefühl sich entfernte.

Es war ein neblichter Herbstmorgen, auch in ihm war es trübe, und über Elliska's Bild zog sich ein Schleyer, düster wie der, der das schöne Himmelsblau vor ihm verbarg. Er konnte sichs nicht verhehlen — so hatte er noch kein Weib betrachtet, ja bis jetzt waren sie ihm alle gleichgültig gewesen; und gerade bey dieser Ersten, die ein niegekanntes Gefühl in seiner Brust weckte, zu der ein wunderbarer Zufall ihn geführt, schienen schon im ersten Augenblicke feindliche Verhältnisse sich zwischen ihn und seine Wünsche zu drängen. In tiefem Nachsinnen verfolgte er den Fußpfad, der auf die große Straße führte, und bemerkte erst, wie er diese er-

reicht hatte, daß dieser Weg viel kürzer war, als der, den er gestern, von Jagdlust verführt, durch Wald und Wiesen gemacht hatte. Er sah, daß er in das Schloß auf der Rückseite gelangt war, die, vielleicht der Zeitumstände wegen, ganz verlassen und unbewohnt lag. Von der Vorderseite, wo es ziemlich ansehnlich auf einer kleinen Anhöhe liegend, die Fläche beherrschte, führte ein kurzer Feldweg bis an die Heerstraße, und von dort erreichte er seine Station in kaum einer Stunde. Er konnte also darauf zählen, daß ihn sein gutes Pferd täglich in einer halben Stunde zu Elliska tragen könnte; aber — konnte er wohl ohne bestimmte Aufforderung auf dem Schloße erscheinen, wo man ihn mit höflicher Gleichgültigkeit entlassen, und die frühere Freundlichkeit des Empfanges einer gemessenen Kälte Platz gemacht hatte, die sich nur zu leicht aus der Verschiedenheit der politischen Stellung erklären ließ?

Seine Sehnsucht, Elliska zu sehen, wuchs eben durch diese Hindernisse. Wie gern hätte er mit einem Lindwurm, einem Riesen, einem Mohrenfürsten, wie die Helden seiner Troubadoure, gekämpft, um Elliska wieder zu erblicken! Aber diesem staatsklugen Oheim entgegenzutreten, der seine ruhige Kälte wie eine un-

durchdringliche Schranke zwischen ihn und seine Wünsche setzte, das vermochte er nicht über seinen Stolz, der den Begriff des Aufdringens als etwas Undenkbares und Entwürdigendes von sich warf, und so ertrug er lieber die Schmerzen der Sehnsucht, als ein solches Zusammentreffen.

In der Einsamkeit seines winterlichen Aufenthalts, in welchem nach der damahligen Art den Krieg zu führen, die Waffen ruhten, hatte er Muße genug, den Träumereyen seiner Liebe und Sehnsucht nachzuhängen. Bekannt mit der Dichtkunst seines Vaterlandes in älterer und neuerer Zeit, hauchte er seine Klagen in zierlichen Gedichten aus, und feyerte die schöne Elliska mit allem Zauber provençalischer Dichtkunst. Sein Gefühl war glühend, sein Herz rein, seine Gesinnung ritterlich und edel; so gestaltete sich auch seine Liebe hoch und rein, und selbst der Castellan — wäre ihm eins dieser Gedichte vor die Augen gekommen — würde den Geist, der darin athmete, haben ehren müssen.

Einige Wochen waren so vergangen. Von Schloß Radwa kam kein Laut herüber, man schien den unvermutheten Besuch ganz vergessen zu haben, und Turvilly war zu stolz, um irgend einen Versuch zu machen, der ihn mit

dem Castellan auch nur in die fernste Collision hätte bringen können. Nur Eine Beruhigung erlaubte er sich. Täglich, wenn das Wetter hell, und der Ausblick in die Ferne möglich war, streifte er durch den Wald auf der Anhöhe, und blickte vom Saum desselben hinüber auf das Schloß, wo diejenige lebte, die vielleicht seiner gedachte, und für die sein Herz in den Schmerzen der ersten Liebe glühte.

Als er eines Abends über den gefrornen Schnee nach Hause ging, kam ihm sein Diener, der ihn lange schon vergeblich gesucht hatte, mit einem Zettel vom Schloß Radwa entgegen, in welchem die Schwester des Castellans ihn in sehr verbindlichen Ausdrücken auf einen der nächsten Tage zu Tische bat, ohne sich über die Ursache der langen Trennung und des gänzlichen Stillschweigens zu erklären. Der Bothe, der den Zettel gebracht, wartete noch. Turvilly, so hoch sein Herz bey dem Gedanken, Elliska wieder zu sehen, schlug, schwankte doch einen Augenblick zwischen Liebe und Stolz. Warum hatte man seiner so lange vergessen? Warum lud man ihn jetzt? Der Wunsch, Elliska zu sehen, siegte über jede Bedenklichkeit, er antwortete mit

einigen Zeilen, in denen ein freudetrunknes Herz sich verrieth, und nahm die Einladung an.

Am bestimmten Tage mußte er über sich selbst lächeln, wie er sich mit ungewöhnlicher Wahl ankleidete, und gern Alles hervorsuchte, um seine vortheilhafte Gestalt noch vortheilhafter zu zeigen. Dann bestieg er sein schönes andalusisches Pferd, das stolz unter dem geschickten Reiter tanzte, und ritt, von einem Reitknecht begleitet, auf Radwa zu.

Dießmahl sprengte er durch das Hauptthor auf den Hof. An der Treppe standen schon mehrere Diener des Hauses in eleganten Livréen, die sein Pferd und das seines Dieners sogleich übernahmen; Andere begleiteten ihn hinauf in die Zimmer. Sein Herz schlug hoch. — Sollte er Elliska wiedersehen, sie, um derentwillen allein er seinen Unmuth besiegt, und die späte Einladung angenommen hatte? Die Bedienten öffneten die Flügelthüren, und wieder sah er, wie an jenem Abende, die Damen um den Tisch gereiht, die Matrone auf dem Kanapee, und neben ihr, o Freude! die holde Gestalt, die ihm stets vorgeschwebt. Die Damen erhoben sich ein wenig von ihren Sitzen, wie er eintrat; Elliska wandte den schönen Nacken nach ihm, und er

glaubte sie hoch erröthen zu sehen. Man empfing ihn wie einen werthen, alten Bekannten; von der langen Zwischenzeit der Trennung war keine Rede, wohl aber bemerkte er, daß die junge Castellaninn fehlte, und erfuhr, daß sie mit ihrem Manne vor einigen Tagen nach Warschau gereiset war. Ein Lichtstrahl, der die frühere Vernachlässigung und die jetzige Einladung erklärte, ging in ihm auf, und erzeugte ein gemischtes Gefühl in ihm, indem er nicht wußte, ob er sich über diese Umstände freuen sollte, oder nicht.

Die Damen waren indeß sehr liebenswürdig, sehr beredt, nur Elliska blieb meist still, aber ihre Blicke, die sie zuweilen gegen Turvilly erhob, und selbst die Schüchternheit, mit der sie sie niederschlug, wenn des Jünglings lebhaftes Auge sie traf, zeugten, daß sie nicht ganz unbefangen in seiner Gegenwart war. Das Mittagsmahl war köstlich, und ging unter muntern Gesprächen vorüber. Nach Tische wurde Musik gemacht, die Damen sangen und spielten auf mehreren Instrumenten. Auch Elliska spielte die Theorbe, wie es hieß, aber keine Überredung konnte sie bewegen sich hören zu lassen, und als jetzt Turvilly sich ihr näherte und eben diese Bitte wagte,

da erhob sie das niedliche Köpfchen, sah ihn erröthend, fast ängstlich an, faltete die schönen Hände, und bath ihn mit einem so schmelzenden Ton und Blick, nicht in sie zu dringen, daß Turvilly keinen Augenblick angestanden haben würde, ihr sein Leben zum Opfer darzubringen, wenn sie es also von ihm verlangt hätte.

Der Nachmittag und ein Theil des Abends verging auf das vergnügteste, und als es Zeit war, aufzubrechen, wurde Turvilly mit so viel Artigkeit und Wärme gebethen, den Besuch nächstens zu wiederholen, daß er wohl erkennen konnte, welche feindselige Macht ihn das erstemahl dieser Auszeichnung beraubt hatte.

Er wiederholte seinen Besuch, so schnell es die Schicklichkeit erlaubte; er kam wieder und wieder, und man schien ihn auf Schloß Radwa eben so gern zu sehen, als er hinging. Nach und nach wurde man bekannter. Turvilly erfuhr Manches von den Verhältnissen der Familie, so wie er seinerseits Manches aus der Geschichte seiner frühern Jahre und von seinem väterlichen Hause erzählte. Wenn er aber von dem romantischen Schloß seiner Väter, von den schönen Ufern der Loire, von dem Leben in jener milden Luft sprach, wenn er zuweilen Romanzen, die er selbst gedich-

tet, in dem feyerlichen Accent französischer Declamation mit zurückgebogenem Haupt, die großen dunkeln Augen wie in Begeisterung nach höhern Regionen gerichtet, hersagte, die in demselben Augenblicke aus seinem Innersten zu strömen schienen — dann standen die Damen des Hauses oder ihre Freundinnen, die bey ihnen zu Besuche waren, mit lebhaften Ausrufungen der Bewunderung um ihn her. Nur ein Mund rief nicht mit, aber ein paar hellblaue Augen hingen in Thränen schwimmend an dem begeisterten Redner, von dem jedes Wort in den Tiefen ihrer Seele wiederhallte, und einen Aufruhr in denselben erregte, den Schicklichkeit und Scheu nur mit Mühe niederkämpften.

Turvilly hatte nicht viel von der Welt gesehen, aber er erkannte doch bald den Unterschied, der zwischen jenen lauten Beyfallsbezeugungen und dieser stummen Sprache der Thränen war, und sein Herz triumphirte in stiller Freude. Nach und nach wurde Elliska weniger scheu, man hatte ihn um seine Romanzen gebethen, und er sie den Damen zierlich abgeschrieben nach Radwa gebracht. — Eines Tages war wieder die Rede von Musik. — Elliska wurde gebethen zu spielen — sie weigerte sich wie immer. Aber jetzt

bath Turvilly — sie sah ihm in's Auge — ihr Blick gestand die Macht, die der seinige über sie übte — und sie ging die Theorbe zu hohlen. Sie spielte mit Angst, ihre Finger zitterten, dennoch dünkte es dem Jüngling, er habe nie besser spielen gehört. — Er war außer sich vor Entzücken, und diese Freude belohnte Elliska's folgsame Anstrengung, indem sie auch ihre übergroße Furcht zerstreute. Turvilly erfuhr, daß eine seiner Romanzen von den Damen gesungen wurde, und daß Elliska es gewesen, die seinen dichterischen Worten eine musikalische Seele gegeben, und er glaubte den schönsten Tag seines Lebens erlebt zu haben. — So knüpften sich tausend und tausend süße Beziehungen hin und wieder, und Turvilly sah sich nach Verlauf von einigen Wochen tief in eine Leidenschaft verstrickt, von der er versichert war, sie könne nur mit seinem Leben enden. Dennoch waren die Umstände dieser Liebe nichts weniger als günstig. — Er hatte allmählig erfahren, daß Elliska eine reiche Erbin sey. Ihre Ältern waren lange todt; ihre Person war der Obhuth ihrer Großmutter, die Verwaltung ihres Vermögens den Händen ihres mütterlichen Oheims, des Castellans, anvertraut. Von diesen beyden Personen hing daher ihr Schicksal ab; und in

allen diesen Umständen lag wenig Hoffnung für den Sohn einer nicht reichen Familie, für den Fremdling, der die Braut nach fernen Regionen führen mußte, für den Franzosen endlich, der einer dem Oheim und Vormund verhaßten Partey anhing. Doch was wäre es, das der ersten wahren Liebe und einem romantisch-gestimmten Jünglingskopfe unmöglich schien? Liebte ihn Elliska nur, so wie er hoffte, und wie er sie liebte! — Die Großmutter war ihm geneigt, das sah er, und der Oheim war ein Weltmensch, ein Hofmann, den vielleicht einst eine wohlangebrachte Gunstbezeugung für eben die Sache gewinnen konnte, der er jetzt entgegen arbeitete. Er verlor den Muth nicht. Sichtlich bewarb er sich um Elliska, er wollte kein Geheimniß, ihre Familie sollte es wissen, denn seine redliche Absicht scheute kein beobachtendes Auge. Was er bezweckte, war bald erreicht. Elliska hing mit inniger, hingebender Liebe an ihm, obwohl ihr Mund ihm nie ein Wort davon gesagt; ihre Tante und Cousine hatten ihn seit dem Augenblicke seiner ersten Erscheinung höchst anziehend gefunden, und die Großmutter endlich wurde durch den redlichen Sinn des Jünglings, durch die kindliche Achtung, die er ihr bewies, gewonnen. Sie sah deutlich,

daß ihre Elliska sich selig fühlte, wenn Turvilly um sie war, und der sittliche Werth des Jünglings, sein unverdorbenes Herz ließ sie mit Grund hoffen, daß ihres Lieblings Loos an der Seite dieses Mannes geborgen seyn würde.

Doch sah Niemand besser als diese Großmutter selbst ein, welche Hindernisse sich dieser Verbindung entgegenthürmten. So beruhigend ihr die Aussicht gewesen wäre, bey ihrem wahrscheinlich nahen Tode ihrer innig geliebten Tochter Kind glücklich vermählt zu sehen, so kannte sie doch ihres Sohnes Gesinnungen zu gut, um nicht die Stürme vorauszusehen, die hier unvermeidlich waren, und sie beschloß, denselben lieber vorzubeugen, als sie zu beschwören, wenn sie da waren. Sie sprach daher zuerst mit Turvilly, der, durch dieses Vertrauen geehrt, mit romantischem Edelmuth seine Gesinnungen, seine Verhältnisse und Aussichten offen vor ihr darlegte, und dann schrieb sie an ihren Sohn, und suchte das beabsichtigte Bündniß zwar als ein wegen Elliskas großer Jugend noch sehr entferntes, aber übrigens sehr annehmbares Project darzustellen.

Statt aller Antwort erschien nach einigen Tagen der Castellan selbst auf Schloß Radwa, und mit ihm ein Ungewitter, das schonungslos über

den Häuptern aller Frauen des Hauses ausbrach. Gerade zu der Zeit, wo der Brief seiner Mutter ihn in Warschau traf, war die Partey, welche im Senate für König Augusts Sohn sprach, ihrem völligen Siege nah. Der Hof von Versailles betrieb mit auffallender Lässigkeit die Angelegenheiten Leczinsky's, und so war Ottulinsky nahe daran, den Fürsten, von dessen Erhebung er die seinige erwartete, auf den Thron steigen zu sehn. — Und eben jetzt sollte er durch die Heirath seiner Mündel mit einem Anhänger jener Partey, die er, wohl nicht für die schlimmere, aber für die schwächere hielt — sich gleichsam öffentlich auf diese so schwankende Seite neigen, und sich bey dem sächsischen Prinzen, von dem er Alles erwartete, verdächtig machen? Nimmermehr! Das Verhältniß mußte gelöset, dem kühnen Bewerber jede Hoffnung benommen, und wo möglich durch einen Eclat die Anhänglichkeit des Castellans für Augusts Partey öffentlich bewährt werden.

Alle Klugheit seiner Mutter und alle Macht, die sie über ihren Sohn besaß, war vonnöthen, diesem letzten Schritte zuvorzukommen. Zwar mußte Turvilly auf der Stelle von der entschiedenen Zertrümmerung all seiner Wünsche unter-

richtet, und jeder künftige Besuch auf Schloß Radwa unter diesen Umständen verhindert werden; aber die alte Castellaninn brachte doch ihren Sohn dahin, daß diese Ankündigung ihr überlassen wurde, und keine Erklärung zwischen den beyden Männern statt fand, wozu Ottulinsky große Lust hatte, und bey der Kenntniß von Turvilly's Charakter auf eine stürmische Scene, eine Herausforderung, und somit auf eine gewisse Öffentlichkeit des Bruches gerechnet hatte.

Es kostete die Castellaninn viele Mühe, diese Schonung von dem Aufgebrachten zu erhalten; nur widerstrebend gestand er sie ihren vernünftigen Vorstellungen zu, erklärte aber zugleich, daß jeder Versuch von Turvilly's oder Elliska's Seite, das strenge Verboth zu umgehn und sich zu sehn oder wohl gar zu sprechen, das, was man zu verhüthen suchte, unausbleiblich herbeyführen, und nur des fremden Abenteurers Blut die Schmach des Hauses Ottulinsky versöhnen werde.

Nach jener Unterredung Turvillys mit der Großmutter hatten die jungen Leute paradiesische Träume geträumt, wozu Liebe und Jugend die Bilder mahlten. Sie hatten sich zwar nie allein, aber mit dem Bewußtseyn, daß ihre Neigung von den gegenwärtigen Gliedern der Fami-

sie gebilligt werde, gesehn und gesprochen. In des Jünglings Seele hatten sich Hoffnungen einer glänzenden Zukunft entfaltet, die er seiner Geliebten sichern wollte, wenn er durch seinen Degen und seine Kenntnisse sich Verdienste um seinen König gesammelt haben würde. Elliska dachte und fühlte nichts anders, als daß Turvilly der Inhalt ihres Lebens sey. Wenn er gegenwärtig war, hingen ihre Augen an seinen Blicken, ihre Seele an den Worten seines Mundes. In den Stunden, wo sie ihn nicht sah, schwebte sein Bild ihr unablässig vor, und sie dachte und empfand Alles nur in Beziehung auf ihn. Mitten in diese Seligkeiten stürmte des Castellans strenge Entscheidung, und die, welche noch vor ein paar Tagen hoffen durften, sich für immer anzugehören, sollten nun nicht allein unwiederbringlich von einander scheiden, es sollte ihnen nicht einmahl vergönnt werden, sich noch einmahl zu sehn, und den letzten schmerzlichen Abschied von einander zu nehmen.

Der Castellaninn lag jetzt viel Schweres ob. Sie mußte Turvilly seine Verbannung von Schloß Radwa verkündigen, sie mußte die ganz vernichtete Elliska trösten, und dieß unschuldsvolle, ihr so theure Wesen an einem bittern Schmerze lei-

den sehen, der ihr Leben zu verzehren schien. Bekannt mit der Ordnung der Tage, an denen Turvilly, dessen Liebe selbst in ihrer glücklichsten Zuversicht nie das Maß der Bescheidenheit überschritt, zu kommen pflegte, suchte sie es unter einem schicklichen Vorwand zu veranlassen, daß der Jüngling einmahl wegblieb. Sie wußte ferner, daß ihr Sohn sich nicht lange zu Radwa aufhalten konnte, sie hatte Alles gegen einander abgewogen, und beschlossen, daß jene Erklärung erst nach der Entfernung des Castellans statt haben sollte, um jedem stürmischen Auftritt vorzubeugen. Turvilly erschien nicht auf Radwa, und der Castellan verließ es bald darauf, mit der vollen Freyheit zu glauben, daß es sein Befehl gewesen, welcher den verhaßten Bewerber so geschwind verscheucht habe.

Denselben Nachmittag, an dessen Morgen Ottulinsky sein Schloß verlassen, erhielt Turvilly, ehe noch die Stunde kam, in der er sonst liebetrunken über Schneegefilde, die ihn eine Rosenflur des Lenzes dünkten, zu der Geliebten zu reiten pflegte, den Brief der Castellaninn. Eine Unglücksahnung ergriff ihn, wie der reitende Bothe, dessen rauchendes Pferd die Eile des Rittes beurkundete, ihm den Brief einhändigte. Es war

das Todesurtheil seiner Liebe. Schonend und mütterlich, aber ganz entschieden machte die Matrone ihn mit dem Ausspruch des Vormunds und Oheims bekannt, dem zu widerstreben, wie sie schrieb, Thorheit, den zu umgehen, eine Niedrigkeit wäre, welcher weder ihre Enkelinn, noch der edelgesinnte Turvilly sich schuldig machen würden. Sie selbst wäre von der Nothwendigkeit dieser Trennung bey den Verhältnissen ihres Hauses, von denen ihr Sohn sie erst jetzt in vollständige Kenntniß gesetzt, so durchdrungen, daß sie nur dahin strebte, diese Überzeugung auch bey Turvilly hervorzubringen, so wie ihre Enkelinn sich derselben bereits unterworfen hatte. Und nun folgte noch eine kurze Aufzählung der Gründe, die den Castellan so zu handeln zwangen, und mütterliche Ermahnungen zu Fassung und männlicher Festigkeit.

Doch diese Ermahnungen wie jene Gründe fanden wenig Eingang in Turvilly's Herz. Zu lange und zu schmeichelnd war die Hoffnung auf Elliskens Besitz in seiner Seele genährt worden. Er hatte angefangen, sie als sein künftiges Eigenthum zu betrachten. Sein Gemüth hatte diesen Gedanken mit immer wachsender Kraft umfaßt, er war Eins mit seinen übrigen Trieben

und Wünschen geworden — und nun sollte das Machtwort eines eigennützigen Hofmannes, der seiner Nichte Schicksal und Vermögen für nichts anders als einen Hebel ansah, um sein eigenes Glücksrad recht hoch hinanzutreiben — dieß Wort sollte hinreichen, das ganze Erdenglück zweyer schuldloser Menschen zu zerstören?

Das sollte, das durfte nicht geschehn! Seine erste Regung war, sein schon gesatteltes Pferd zu besteigen, gerade nach Radwa zu reiten, sich vom Castellan selbst eine Erörterung über sein Benehmen zu hohlen, und der Großmutter so wie der Geliebten zu erklären, daß keine Macht der Erde, am wenigsten aber politische Rücksichten ihn vermögen würden, Elliska zu entsagen. Eine zweyte aufmerksamere Durchlesung des Briefes, den sein stürmendes Herz ihm das erstemahl besonnen zu durchgehn nicht erlaubt hatte, zeigte ihm, daß der Castellan sich gar nicht mehr auf Radwa befand, und daß sein rascher Entschluß zu nichts führen würde, als Elliska und die gute Matrone durch die augenblickliche Übertretung ihres Gebothes zu erschrecken und zu beleidigen. Er zog also den Fuß, den er bereits in den Bügel gesetzt, wieder zurück, winkte dem Reitknecht, das Pferd fortzuführen, und ging, die Centner-

last seines Unglücks auf dem Herzen, wieder ins Haus hinein. Dort warf er sich auf sein Bette, und ließ alle Stacheln seines Mißgeschickes bey langsamem Überdenken in seine Seele dringen. Was konnte der Castellan mit Grund an der Verbindung seiner Nichte mit Turvilly auszusetzen haben? War dieser nicht von reinerm und älterm Adel als der Castellan? Und wenn er nicht so reich war, als Elliska, so versprach die Laufbahn, die er in so jungen Jahren bereits mit Auszeichnung betreten hatte, und die Verbindungen seiner Familie in Frankreich, ihm mit der Zeit einen Rang und ein Ansehn, wie sie ein polnisches Edelfräulein kaum zu erreichen hoffen durfte. Und endlich, was seinen moralischen Charakter betraf — hier gab das eigne Bewußtseyn dem Jüngling ein zu günstiges Zeugniß, als daß sein Stolz sich nicht hätte doppelt verwundet fühlen sollen. So waren es denn bloß die ehrsüchtigen Plane einer engherzigen Politik, der das ganze Glück zweyer schuldloser Menschen geopfert werden sollte! Wußte Ottulinsky nicht, daß Elliska ihren jungen Freund liebe? Galt ihm seiner Nichte Zukunft, die doch nirgends besser als an der Seite eines rechtlichen Mannes gesichert war, gar nichts? — Diese und ähnliche Betrachtun-

gen verwundeten seine Seele immer tiefer, je länger er ihnen nachhing, und er fühlte sich unaussprechlich unglücklich.

Eine schlaflose Nacht folgte dem trüben Tag, aber nach hundert genommenen und wieder verworfenen Entschlüssen blieb endlich der fest in seiner Seele, daß er Elliska noch einmahl sehen, und von ihr selbst hören müsse, ob er denn wirklich alle Hoffnung aufgeben sollte. Ach ihm flüsterte mitten in seinem Schmerz eine Stimme, die Stimme der verzweifelnden Liebe zu, daß das nicht seyn, daß er Elliska nicht auf ewig entsagen, und eine Zukunft auch nicht denken könne, die sie nicht durch ihre Liebe verschönerte! Am nächsten Morgen war sein Plan gemacht. Nach Radwa zu reiten, wo man ihn nicht erwartete, wo seine Erscheinung Schrecken erregen konnte, wagte er nicht; denn er liebte Elliska mit zarter Liebe, und hatte kindliche Ehrfurcht vor der guten Großmutter. Dieser wollte er schreiben, dieser, nicht Elliska, die er zu sehr zu betrüben fürchtete, wenn er sie plötzlich den ganzen Schmerz einer unglücklichen Leidenschaft sehen ließ, die er bisher nie gestanden, wollte er sein ganzes Herz entdecken, und sie beschwören, wenn er denn alle seine Hoffnungen aufgeben müsse,

ihm nur noch eine Zusammenkunft mit Elliska, unter der Großmutter Augen, zu gestatten, um von ihr Abschied zu nehmen. Seine Liebe war ja rein, und hatte den Blick der würdigen Matrone nicht zu scheuen.

Der Brief hatte den erwünschten Erfolg. Die Castellaninn wurde durch den Schmerz, der so sichtlich aus den Worten des jungen Mannes sprach, gerührt. Sie hatte diesen von jeher mit Wohlwollen betrachtet, und sie konnte unmöglich ihm diese gerechte Bitte abschlagen. Der Castellan war ohnedieß nicht auf Radwa, und wäre er da gewesen, oder sollte er etwas von dieser Vergünstigung erfahren, so fühlte sie Muth genug, diesen Schritt gegen ihn zu vertreten.

Sie ließ Elliska rufen, die seit jenem strengen Gebothe sich trauernd in ihr Schicksal ergeben, und Gott ihren Schmerz aufgeopfert hatte, ohne bey der bekannten Gesinnung ihres Oheims auf eine Linderung ihres Looses zu hoffen. So trat sie auch jetzt still gefaßt, aber blaß und niedergeschlagen, wie sie es seit jenem Sturm immer war, in der Großmutter Zimmer, und ahnete nichts weniger, als die Nachricht, die sie hören sollte.

Die Matrone fand es daher nöthig, sie erst

langsam auf den schmerzlichfrohen Augenblick, der ihrer wartete, zu bereiten, und zugleich sie mit der Stärke der Leidenschaft, die sie eingeflößt, bekannt zu machen. Allmählig, zweifelnd und fürchtend, richtete das zerknickte Herz sich auf, Elliska erhob das unschuldsvolle Gesicht, über das die gähe Freude eine langentbehrte Röthe verbreitete, sie faltete die Hände, blickte zum Himmel empor, und sagte: „So soll ich ihn wiedersehn!“ Thränen glitten bey diesen Worten aus ihren Augen, und rollten, gleich Thautropfen über blaßröthliche Rosen, über ihre Wangen, die schöner hindurch schimmerten. Mehr vermochte sie nicht zu sprechen. Der Gedanke an den Geliebten, das Bewußtseyn, so von ihm geliebt zu seyn, wie ihr bescheidenes Gemüth es kaum geahnet, und die entzückende Hoffnung, auf welche sie schon verzichtet, ihn noch einmahl zu sehn, erfüllte sie mit frommer Freude.

Die Matrone sah das stille Entzücken der unschuldsvollen Seele, und Thränen traten ihr in die Augen, indem sie das Mädchen betrachtete und bedachte, wie bald dieß Entzücken vergehn, wie herben Schmerzen es Platz machen, und was überhaupt noch bey dieser Stellung der Umstände für Stürme über das junge Gemüth ergehen

würden, bis es endlich durch Jahre und Erfahrung gereift, gelernt haben würde, von den Freuden der Erde nicht zu viel zu erwarten, und ihre Schmerzen mit Kraft zu ertragen.

Es wurde nun über Ort und Zeit berathschlagt, und ein kleines Jagdschloß am Ende des Waldes, der Radwa von Turvillys Station trennte, zu dieser Zusammenkunft erwählt. Die Matrone schrieb an Eugen, sie willfahrte seinem Wunsche, Elliska wieder zu sehen, aber sie fügte die allerbestimmteste Bedingung hinzu, daß es das letztemahl sey, daß sie Abschied für immer nehmen, und er geloben sollte, auch nicht den entferntesten Versuch zu einer zweyten Zusammenkunft zu machen. Dann benannte sie ihm Platz und Stunde, und fuhr mit Elliska unter Begleitung eines einzigen zuverlässigen Bedienten dahin. Elliska war in einer wunderbaren Stimmung. Schmerz und Entzücken, Muth und Verzagen wechselten in ihrer Seele, und so gelangte sie endlich an das Jagdhaus, wo sie den Jüngling bereits, in seinen Mantel gehüllt, den Hut tief in die Augen gedrückt, zwischen den winterlichen Büschen wandeln sah. Ihn hatte die Ungeduld schon früher hergetrieben, und die Frauen waren, trotz

ihrer Pünktlichkeit, schon von ihm der Säumniß angeklagt worden.

Freudetrunken eilte er ihnen nun entgegen; sein Auge hing an Elliska's Blicken, wie er sie aus dem Wagen hob. Es war das erstemahl, seit er ihr seine Liebe zu gestehen gewagt; sein Athem streifte an ihre Wangen, ein lebhaftes Roth überflog die ihrigen, aber der Strahl der Freude, der aus ihren Augen brach, wie sie den Geliebten in dieser Nähe wieder sah, glänzte doch durch Thränen, und sie glaubte auch in seinen Zügen Spuren tiefer Trauer zu sehen. Ehrfurchtsvoll both er nun der Matrone seinen Arm, sie stieg den Tritt herab, Turvilly zog ihre Hand an seine Lippen, er sagte nichts, aber der Ausdruck seiner Blicke sprach den kindlich warmen Dank für ihre Güte aus.

Man trat in den Saal. Die Castellaninn ließ sich auf ein Sopha am lodernden Kaminfeuer nieder. Eugen folgte Ellisken, die stumm gegen das Fenster schritt. Noch hatte Keines gesprochen. Ihre Herzen waren zu voll, der Augenblick zu wehmüthig feyerlich. Dort an der Fensterbrüstung lehnend, wagte er es zum erstenmahl ihre Hand zu ergreifen und an sein hochschlagendes Herz zu drücken. Sie blickte empor, sie sah den

tiefen Schmerz in den edlen Zügen, das männlich ernste Aug von einer Thräne befeuchtet, und die ihrigen brachen gewaltsam hervor. Jetzt stürzte Turvilly zu ihren Füßen, preßte ihre Hand an seine Lippen, an seine Stirn, an seine strömenden Augen, und sein Mund ergoß sich zum erstenmahl in Betheuerungen seiner Liebe und seines Unglücks.

Elliska vermochte nicht, das Alles zu beantworten, aber sie sagte ihm, daß er ihr von dem Augenblicke der ersten Erscheinung an jenem Abend theuer gewesen, daß sie ihn nie, nie vergessen werde. „Schwören Sie es mir!“ rief der Jüngling leidenschaftlich; „schwören Sie, daß Sie mir treu bleiben, daß Sie nie einem Andern angehören wollen! O Sie sind schön, gesucht, reich; man wird in Sie dringen, man wird Sie von mir reissen wollen, das Schicksal meines Lebens hängt von Ihrer Treue ab, ich kann den Gedanken nicht fassen, zu leben, wenn Sie mich nicht lieben.“ Elliska hörte zitternd, unter steten Thränen diese stürmischen Betheuerungen. So wohl ihr diese Versicherungen inniger Liebe thaten, stand doch ihre Abhängigkeit von ihren Verwandten, ihres Oheims unbeugsamer Sinn und die Heiligkeit des Schwurs schreckend vor ihr

Sie verstummte. Zürnend sprang Turvilly auf — ein Strahl des Unwillens schoß aus seinen dunkeln Augen. „Du weigerst Dich?“ rief er: „Du liebst mich nicht, Du hast mich nie geliebt, Du kannst die Flamme gar nicht begreifen, die hier ewig für Dich lodern wird.“

„Schonen Sie meiner, Eugen!“ flüsterte das Mädchen kaum hörbar: — „Hänge ich denn von mir allein ab? Kann ich meinen Willen gegen den meiner ganzen Familie geltend machen? und darf ich versprechen, was zu halten vielleicht nicht in meiner Macht steht? O Eugen, Sie wissen nicht, wie innig Ihnen dieß Herz ergeben ist, und wie weh Sie mir mit Ihren Zweifeln thun!“

Diese letzten Worte entzückten den Jüngling, der zum erstenmahl diese Versicherung aus dem Munde der Geliebten vernahm; dennoch schwieg seine Unruhe nicht, und er fuhr fort, in sie zu dringen, daß sie ihm Treue schwöre. Da erhob sich die Matrone vom Sopha, und trat zu den Liebenden. „Turvilly!“ sagte sie: „das ist wider die Abrede. Nicht zu einem Verlobniß — zum Abschiede, zum Scheiden für immer habe ich Elliska hierher gebracht. Ihr wißt es Beyde. Nur unter dieser Bedingung konnte ich die Zusammen-

kunft verstatten, und nur diese hattet ihr gefordert. Elliska hat Recht, daß sie nicht schwört. Ich aber, Turvilly, die meines sanften Mädchens Herz kennt, ich bürge Ihnen dafür, daß sie den Freund ihrer Jugend nie vergessen wird. Mehr darf sie nicht versprechen, Sie nicht fordern. Und nun, Kinder, versplittert die Zeit, die Euch kurz genug zugemessen ist, nicht mit Streit über Dinge, die außer dem Bereich Eures Willens liegen."

Turvilly küßte der Matrone mit kindlicher Achtung die Hand. — „Ich danke Ihnen, gnädige Frau," rief er: „Es ist viel — viel, was Sie mir hier versprechen. Aber es genügt doch meinem Herzen nicht. Ich kann nicht glücklich seyn, ich kann nicht leben, wenn Elliska eines Andern würde, wenn sie einen Andern liebte." — Seine Stimme hob sich bey diesen Worten, sein Auge flammte, Elliska blickte ihn an, und ihre Seele zitterte in Liebe und Furcht vor dem zürnenden Geliebten.

„Keine Übereilung, Marquis!" fiel die Matrone ein: „Hier kann durchaus nichts Entscheidendes geschehen, als Eure Trennung. Ein Schwur würde Thorheit, ja Frevel seyn; denn es wäre eine Herausforderung an die Vorsicht. Ihr seyd, wie es Alles zeigt, nicht für einander geboren.

Das erkennt, und ergebt Euch darein! Bewahrt die Reinheit Eurer Gefühle, und überlaßt das Übrige Eurem himmlischen Vater, der allein weiß, auf welche Art er Jedes von Euch zu beglücken gedenket!“

Mit diesen Worten wandte sich die Großmutter von ihnen, und barg die Thränen, welche der Schmerz der jungen Leute, und die Erinnerung an manches selbsterlebte Weh in ihre Augen trieb. Die Liebenden aber, erhoben und getröstet durch der Matrone milde Rede, faßten sich bey beyden Händen, sahen sich in die leuchtenden Augen, sagten sich Alles, was der Schmerz der Trennung und die wehmüthige Lust des Augenblicks ihnen eingab, fühlten sich stark genug, der Abwesenheit, der Zeit und den Hindernissen zu trotzen, und ohne es auszusprechen, glaubten sie hinter der düstern Gegenwart an eine goldne Zukunft, wo sie sich wieder finden, wieder lieben, und auf ewig angehören durften, und so schieden sie endlich, oft ermahnt, von einander.

Elliska fuhr mit der Großmutter nach Hause. So lange es möglich war, blickte sie zurück auf den Jüngling, der nun zu Pferde gestiegen, auf der Straße hielt, bis der ferne Wald den Wagen der Geliebten seinen Augen, den ihrigen

seinen Anblick entzog. Dann erst glaubte er an das volle Maß seines Unglücks, wollte jetzt sich der Verzweiflung ergeben, jetzt dem Wagen nachsprengen, vor die Castellaninn treten, sein Recht mit Gewalt behaupten, und Elliskens Schwur fordern. Seine gesunde Vernunft, sein besseres Gefühl hielten ihn doch zurück; langsam und in schmerzliche Gedanken versunken, ritt er nach Hause, und begann nun das trüb einförmige Leben seiner winterlichen Einsamkeit, das wie ein wüstes Meer endlos vor ihm lag, von keinem Strahl der Freude, kaum von einem Schimmer ferner Hoffnung erhellt.

Indessen reihten sich Tage zu Wochen, Wochen zu Monathen. So bleyern die Zeit vorüber schlich, so verging sie doch. Turvilly hörte unmittelbar nichts mehr vom Schloß Radwa; denn er hatte sein Wort darauf gegeben, und hielt es. Aber doch entging ihm keine Kunde, die dasselbe betraf, und von einiger Erheblichkeit war, und sein Herz ergriff jede, denn sie machten die Welt aus, in der seine Seele jetzt lebte.

In der schönen Zeit seiner Liebe, seines Glückes hatte er, durch eine Äußerung Elliska's, daß sie die Blumen liebe, veranlaßt, sich aus Warschau, von dem königlichen Gärtner daselbst,

schöne Zwiebeln von Hyacinthen, Tazetten und Narcissen bestellt. Über die schmerzlichen Begebenheiten, die seitdem gefolgt waren, war dieser ganze Auftrag aus seinem Gedächtnisse entschwunden. Jetzt, gegen den Anfang des Märzmonaths, langte mit einemmahle ein Kistchen unter der Addresse des Marquis Turvilly in dem einsamen Dorfe an. Es waren die holländischen Blumenzwiebeln.

Wie ein Messerstich fuhr die Erinnerung an die Verhältnisse, unter denen sie bestellt worden waren, durch seine Seele. Fast drangen Thränen in seine Augen, wie er die Zwiebeln und die Gläser dazu aus den verwahrenden Hüllen packen, und auf den Tisch ordnen sah. Sie waren für sie bestimmt gewesen, sie hatten ihr Freude machen sollen — und nun! — —

Doch die Pflanzen dauerten ihn. Sie sollten nicht unbeachtet verdorren; sie hatten einst eine so schöne Bestimmung — und eine leise Stimme flüsterte ihm zu: Wer weiß, was sich ändert, bis sie blühen! So befahl er denn, Wasser in die Gläser zu füllen, setzte die Zwiebeln kunstfertig ein, wie er es oft in dem Garten seines Vaters gethan, und bedachte mit wehmüthi-

gem Gefühle, was noch geschehen könnte, bis sie entfaltet seyn würden.

Die öffentlichen Angelegenheiten gingen indeß ihren Gang fort. Immer mehr gewann die Partey König Augusts an Stärke und Zahl, immer kleiner wurde die, welche Stanislaus Leczinsky auf dem Throne zu erhalten wünschte. Bey diesen Umständen triumphirte der Castellan von Grodno, und sah mit der Macht und dem Ansehn seines Parteyhauptes auch die seinige wachsen, sah einer glanzvollen Zukunft für sein Haus entgegen, und zählte mitunter auf seiner Nichte Hand, um durch ihre Schönheit und ihren Reichthum irgend eine mächtige Stütze für seine Sache zu gewinnen. Noch waren seine Plane nicht ausgebildet, und der Mann nicht eigentlich erwählt, dem sie zu Theil werden sollte; aber daß es geschehen mußte, war im Geiste des Castellans entschieden, und solchen Beschlüssen war, das wußten seine Mutter, seine Frau und Elliska, nichts entgegen zu setzen. Zitternd erwartete diese jeden Tag den Sturm, der über sie hereinbrechen sollte, war zwar fest entschlossen, das Äusserste zu wagen, um ihre Treue für Turvilly zu bewahren, aber eben so gewiß, daß sie nichts oder nur wenig für ihren Wunsch ausrichten werde.

Es fing jetzt an, sehr lebhaft auf Schloß Radwa zu werden. Der Frühling näherte sich, die Wege wurden gangbar, das Schloß von Gästen besucht, die immer zahlreicher erschienen. Es waren lauter Anhänger der sächsischen Partey, deren Fahne der Castellan, seit Alles glücklich ging, mit großer Öffentlichkeit aufgesteckt hatte. Wer in seinem Herzen noch Wünsche für Leczinsky hegte, durfte sie in seiner Nähe nicht laut werden lassen, und Elliska fühlte doppelt schwer den Zwang, der in dieser Hinsicht auf ihr lag, da ihr eigner Sinn und die Ansicht des Geliebten sie auf jene Seite zogen.

Nun gab es bald hier, bald dort in der Nachbarschaft, und auf Radwa Gastereyen, Bälle; und Ottulinsky sah es sehr gern, wenn seine Frau, seine Schwester, und noch mehr die hoffnungsreiche Elliska, in aller Pracht, die ihr Rang und Vermögen gestatteten, bey diesen Festen erschien. Ottulinsky theilte seine Zeit zwischen der Aufwartung, die er bey dem neuen Thronfolger zu machen nöthig fand, und Besuchen und Zusammenkünften mit seinen Freunden. Auch auf Radwa sollte jetzt ein Fest gefeyert, und der Adel der ganzen Nachbarschaft eingeladen werden. Was nur köstlich und theuer war, wurde herbeygeschafft.

Reitende Bothen waren stets zwischen Radwa und Warschau auf dem Wege, um Alles zu bestellen, was der mächtige Dynast zur Verherrlichung seines Festes und seiner Partey nöthig glaubte. Elliska sollte als Königinn des Tages glänzen, denn Ottulinsky hatte zwey Freywerber für sie auf dem Korne, die an diesem Abend erscheinen sollten, die reiche Erbinn zu sehen, und ihr Glück bey ihr zu versuchen. Nur war er selbst noch nicht entschieden, wem Er den Vorzug geben würde; ob und für welchen Elliska sich erklaren würde, kam nicht in Betracht.

Frische Blumen waren in Polen, zumahl in jener frühen Jahreszeit, eine kostbare Seltenheit, und Treibhäuser, künstliche Wintergärten eine damahls noch fast unbekannte Sache. Von Warschau Blumen holen zu lassen, die auf dem Wege vom Nachtfrost getödtet werden konnten, schien mißlich, und dennoch wünschte Ottulinsky diesen Schmuck, eben weil er selten war, für sein schönes Mündel und für seine Tafel. Es wurde in der ganzen Gegend herumgeschickt, und wo nur ein Herrschaftsbeamter oder Pfarrer zufällig etwas von Blumen besaß, diese unter großen Versprechungen abgefordert. Auch in Turvillys Einsamkeit drang die Kunde von dem Ball, von dem

Wunsch nach Blumen, und von der Bestimmung der Schönsten aus denselben, Elliska zum Schmucke zu dienen. Seine Zwiebeln hatten sich üppig entfaltet; weiße, rothe und blaue Hyacinthen dufteten am kelchbeladenen Stengel, goldgelbe Narcissen stiegen reichgefüllt empor, schneeweiße Tazetten zitterten wie Sterne an den dunkeln Stielen. Er betrachtete sie mit ernsten Blicken, ein sehnsüchtiges Gefühl stieg in ihm auf. — Wenn diese duftenden Wesen doch noch ihre Bestimmung erreichen, wenn sie an Elliskas Busen sterben könnten! O welch ein neidenswerthes Loos! — Der Mensch, welcher von Radwa geschickt, im Dorfe nach Blumen geforscht, war noch da. Turvilly ließ ihn aufsuchen und ausfragen, was man eigentlich verlange. — Er hörte, daß für das Fräulein noch nichts Würdiges gefunden worden. Da eilte er auf sein Zimmer, schnitt die schönsten Blumen ab, band sie mit einem seidenen Bande, und knüpfte einen kleinen Streifen Papier in die Schleife, auf dem nichts stand, als: je l'envoye, je l'envie. Dann schickte er einen Reiter seiner Eskadron nach Radwa, dem streng gebothen wurde, den Strauß Niemanden als der Kammerfrau des Fräuleins zu übergeben, und bey Strafe nicht zu sagen, wer ihn geschickt.

Der Reiter war ein verläßlicher, bärtiger Krieger, seines Rittmeisters Befehl ihm ein unverbrüchliches Gesetz. So richtete er Alles pünctlich in's Werk, und zwey Stunden, nachdem der Bothe von Radwa auf dem Stationsort erschienen war, lagen die Blumen schon in Elliskas Händen. Sie staunte über die Pracht derselben, den Farbenschmuck, den Duft. Welche Hand hatte sie erzogen? Wer sandte sie ihr? Hierüber wußte Niemand Auskunft zu geben. Ein Mann in Bauerntracht war zu Pferde gekommen, im hintern Schloßhof abgestiegen, hatte die Kammerfrau des Fräuleins Elliska zu sprechen verlangt, und ihr für dieselbe den Strauß eingehändigt. Lange hielt ihn Elliska wundernd und sinnend in der Hand. — Von wem konnte dieß schöne und zartgegebene Geschenk herrühren? Durfte sie es auch annehmen? Sie liebte Blumen über Alles, aber der Geber konnte von der Art seyn, daß, sie beym Ball zu tragen, ihm leicht eine unverdiente und darum unpassende Aufmunterung seyn konnte. Zweifelnd legte sie den Strauß aus der Hand, da sah sie zwischen den Falten des Lila-Bandes, womit er gebunden war, etwas Weißes hervorschimmern; sie löste den Knoten, der Papierstreifen fiel ihr in die Hand, sie er-

kannte Tarvillys Schriftzüge — je l'envoye, je l'envie! — Eine Purpurgluth bedeckte ihr Gesicht, und ein Thränenstrom der Liebe und des Schmerzes folgte dem ersten Ausbruch des Entzückens. Sie waren von ihm! — von ihm — der ja längst mit jedem ihrer Wünsche bekannt, auch ihre Lust an Blumen kannte, der mit diesem Geschenk, wenn auch fern und getrennt, den geheimen Zusammenhang ihrer Seelen, den keine Erdenmacht lösen konnte, bewies. Sie küßte die zarten Kinder des frühen Lenzes, ihre Thränen bethaueten sie. — Ach! durfte sie sie wohl als Hoffnungspfänder eines Frühlings ihrer Liebe ansehn! Ein tiefer Seufzer hob ihre Brust. Wie sich die Dinge allmählig um sie herum gestalteten, war es ihr klar, daß es mit allen Aussichten zur Wiedervereinigung mit dem Geliebten vorbey sey. Man sprach allgemein davon, daß Stanislaus förmlich abdanken, nach Frankreich zu seinem Schwiegersohn, König Ludwig dem Fünfzehnten, ziehen, und die französischen Truppen, welche noch in Pohlen standen, ihm folgen sollten. Was durfte sich Elliska versprechen? Sie war von jeder Hoffnung wie von jeder Freude ihres künftigen Lebens geschieden. Aber lieben, lieben durfte sie das schöne Bild, das ihr bey ih-

rem Eintritt in die Welt so herrlich erschienen war, und ihm die Blüthe ihrer Empfindungen bewahren.

Nun aber wäre es ihr wie ein Kirchenraub vorgekommen, die Blumen, welche eine so theure Hand für sie erzogen, ein so zarter Sinn ihr verehrt hatte, auf einem Ball zu tragen, den ihr Oheim, das wußte sie wohl, zu einem so feindseligen Zweck veranstaltet hatte. Jeder Blick eines ungebethenen Freyers auf die Blumen ihres Freundes hätte ihr Entheiligung, jeder Scherz darüber ein Frevel gedünkt. Sie beschloß, die ganze Spende geheim zu halten — und vor aller Welt, im Innersten ihres Schlafkabinetes, das außer ihr nur die Großmutter und die alte Kammerfrau betrat, zu verbergen. Sie schellte und ließ sich Wasser bringen, das goß sie in einen silbernen Becher, ein Vermächtniß ihrer Mutter, steckte die Blumen schön geordnet hinein, und stellte sie dann vor das Bild der heiligen Jungfrau, das über einem kleinen Bethpult hing. Hier, wo sie täglich für Turvilly bethete, sollten auch seine Blumen, ein Opfer für die Himmelsköniginn, duften, und diese den edlen Jüngling segnend auf seinen Wegen begleiten.

Der Ball ging also vorüber, ohne daß Ellis-

ka einen Strauß getragen hätte, und auch die beyden vorgeschlagenen Freyer fanden sich durch die stille Kälte und Nichtbeachtung, womit Elliska sich gegen sie benahm, wenig zu weitern Versuchen ermuthigt. Ihre Blumen aber pflegte sie treu, gab ihnen täglich frisches Wasser, kürzte die Stiele, that Alles, was sie vermochte, um den theuern Wesen ihr unschuldsvolles Daseyn zu erhalten; und als sie endlich doch nach mehreren Tagen verwelkten, sammelte sie sorgfältig ihre Reste, hüllte sie in das Band, mit dem sie gebunden gewesen waren, legte den kleinen Zettel mit den zwey Worten dazu, und trug von nun an dieß einzige Andenken des Geliebten wie ein heiliges Vermächtniß bey sich.

Wenige Tage hernach kam der Befehl an die französischen Truppen, sich zur Rückkehr in ihr Vaterland bereit zu halten. Turvilly erhielt seine Instruction, er betrachtete sie wie ein erwartetes, — aber doch wie ein Todesurtheil. Nun war über sein Erdenglück der Stab gebrochen, mit der Entfernung von Elliska dünkte er sich in die Gewalt dunkler Mächte gefallen, deren Beschlüße über ihn unberechenbar seyn würden; er sah nichts als Trübes, Trostloses vor-

aus, er haßte sein Leben, je länger und unabsehbarer es vor ihm lag, und fühlte so alle Schmerzen einer jugendlichen Leidenschaft, die sich ihren Gegenstand auf ewig entrissen sieht.

Noch einmahl mußte er sie sehn. Das war beschlossen, mochte auch daraus entstehen, was wollte. Verloren war Elliska ohnedieß für ihn, wie er für sie; und liebte sie ihn, so wie er Grund hatte es zu glauben, wie er sie liebte, so gab es ja nach dem Unglück dieser Trennung kein größeres für sie. Aber Schonung durfte und mußte sie von ihm erwarten; sie sollte nichts bey diesem Schritte leiden, und er nur alle Gefahren tragen. Nun sann er und sann, wie er dieß ausführe, als er vernahm, daß am gleichen Tage, wo ihm mit seinen Leuten aufzubrechen befohlen war, auch die Familie des Castellans nach Warschau reisen wollte, um bey der Ankunft und Bewillkommnung des neuen Monarchen gegenwärtig zu seyn. Turvilly's Plan war gemacht. Der Weg, der seinen Truppen vorgezeichnet war, traf zwar mit der Straße, welche die Familie aus Radwa einschlagen mußte, um nach Warschau zu gelangen, nicht zusammen, aber was wäre einer jugendlichen Leidenschaft unmöglich! Turvilly zog genaue Erkundigungen

ein, übergab die Escadron dem Lieutenant, und sprengte querfeldein gegen das Dorf, wo die Relais für des Castellans Equipagen warteten. Er gab dem Bauer, der mit der einen Vorspann daselbst hielt, ein bedeutendes Geschenk, daß er ihm seinen Kittel und seine Pferde für eine Stunde überließ. Die Wagen kamen an, die Damen stiegen aus, um einige Erfrischungen zu nehmen. Turvilly stand in Bauerntracht, die Peitsche in der Hand, neben den Pferden, als Elliska vor ihm vorbeyging. „Je l'envoye, je l'envie!" flüsterte eine leise Stimme; der Ton, die Worte drangen bis in ihr Herz. Sie fuhr zusammen, blickte empor, und erkannte den Geliebten und was er gesagt.

Zitternd faltete sie die Hände: — „O wenn mein Oheim Sie sähe!"

„Sorgen Sie nicht," entgegnete er: „ich bin unkenntlich. Ich mußte Sie noch einmahl sehen. Ich bin auf dem Wege nach Frankreich."

Elliska erblaßte bey diesen Worten — mit einem sterbenden Blick sah sie den Geliebten an, und die ewige Trennung stand plötzlich vor ihrem Geist. „So leben Sie denn wohl," sagte sie: nachdem sie sich einen Augenblick gefaßt. „Gott schütze, Gott geleite Sie!" Sie fühlte, daß

ihre Thränen hervorzubrechen bereit waren, und wollte sich entfernen. „So entlassen sie mich?“ flüsterte Turvilly mit dumpfer aber heftiger Stimme: „Soll kein Wort der Liebe, kein Andenken“—

„Elliska! wo bleibst du?“ erscholl die Stimme des Oheims. „Sogleich!“ rief die Erschrockene zurück, und da sie nichts anders zu geben hatte, — reichte sie ihm die Hand — er drückte sie heftig, zog ihr den Handschuh aus, preßte ein Blatt in ihre Hand, und rief: — „Der soll mich überall begleiten.“

„Ewig, ewig Dein!“ rief sie, und eilte dem Hause zu, wo schon der Oheim unter die Thür getreten war, um nach der Ursache ihrer Zögerung zu sehen.

„Was hast du mit dem Bauer zu schaffen gehabt?“ rief er ihr unwillig entgegen.

Verwirrt erwiederte sie: „Ich habe ihm etwas geschenkt, er sah so unglücklich aus.“

„Das unterlaß künftig,“ antwortete der Castellan mit strengem Tone: „Die Leute sind den Dienst zu leisten schuldig. Man verdirbt sie, wenn man ihnen Geld gibt, das sie ohnedieß nur brauchen, um es in Brantwein zu vertrinken.“ Er wandte sich bey diesen Worten um, und ging ins Zimmer zurück, aber seine Frau und Schwe-

ster nebst der Großmutter waren in die offene Thür getreten, und hatten dem Gespräch zugehört.

„Ein hübscher Bursche," sagte die Frau des Castellans, indem sie auf Turvilly hinsah, ohne ihn jedoch zu erkennen.

„Wie hoch und schlank gewachsen er ist!" fiel die Schwägerinn ein; „er sieht gar nicht aus, wie die übrigen Bauernbengel."

„Er hat ordentlich Anstand," antwortete die Erste, und Elliska zitterte wie ein Espenlaub bey diesen Bemerkungen; denn sie fürchtete, den Geliebten verrathen zu sehen. Jetzt sah die Großmutter ebenfalls hin. Ihr Antheil an Allem, was ihre Enkelin betraf, entdeckte ihr das Geheimniß der jugendlichen Liebe. Sie erkannte Turvilly, erschrack, hatte aber Fassung genug, um durch eine Frage über ein altes Bild in dem Vorsaal, wo sie standen, die Aufmerksamkeit der beyden Frauen auf etwas Anderes zu lenken. Jetzt hatten auch die herrschaftlichen Kutscher ihre Pferde ausgespannt, die Bauern mit ihren Rossen wurden gerufen, der schöngewachsene Pferdeknecht verschwand im Stalle, ein anderer gemeiner Kerl führte das Gespann herbey; die Großmutter warf einen forschenden Blick

auf Elliska, die mit Purpurgluth übergossen zu Boden sah; da trat der Büchsenspanner in den Vorsaal, um zu melden, daß das Frühstück servirt sey.

Alles ging ins Zimmer, indessen die Wagen zurecht gemacht wurden, und Elliska sich nach einem freyen Augenblick sehnte, um unbemerkt ihr Blatt zu lesen. Sie fand keinen; man stieg wieder in die Wagen, und Elliska glaubte, wie diese aus dem Hofe rollten, die geliebte Gestalt hinter einem Baumstamm zu erblicken.

Als es ihr endlich möglich war, in der Stille des ersten Nachtquartiers jenes Blatt zu lesen, gruben seine Worte voll Gluth und Schmerz sich tief in ihre Seele, — sie bewahrte es bey ihren übrigen Heiligthümern, es war der letzte und einzige Laut der Liebe, der von dem Geliebten zu ihr kam.

So hatten sie sich denn das letztemahl gesehn. In wenigen Wochen erreichte Turvilly den Ort seiner neuen Bestimmung, einen Seehafen an der mittägigen Küste von Frankreich. Er besuchte seine Familie, er fühlte sich zufrieden in den heimischen Umgebungen, aber sein Glück war in den pohlnischen Wäldern zurückgeblieben. Er konnte Elliska nicht vergessen, er konnte die

Hoffnung nicht aufgeben, sie noch einmahl zu sehn, und der Entschluß, Alles anzuwenden, was in seiner Macht stand, um ihren Besitz zu erringen, stand fest. Er schrieb an die alte Castellaninn; es kam keine Antwort — er erneuerte den Versuch nach ein Paar Monathen, es blieb derselbe Erfolg. — So verging ein halbes Jahr, endlich ein ganzes — es kam kein Brief aus Pohlen. Von Andern hörte er, daß der Castellan von Grodno eine glänzende Rolle in Warschau spiele; ob und was mit seiner Nichte geschehen sey, wußte ihm Niemand zu sagen, aber in seinem Geiste setzte sich nach und nach der Gedanke fest, daß er vergessen sey, und Elliska, das schöne, reiche, von Freyern umworbene Mädchen, wohl längst einem Andern ihre Hand gereicht habe. Noch einmahl, nach mehr als zwey Jahren, machte er durch einen Freund, der nach Pohlen ging, den letzten Versuch, sich der alten Castellaninn zu nähern, und von ihr etwas über Elliska's Schicksal, über ihre Gesinnung gegen ihn zu erfahren. Er mußte sich lange gedulden, bis jener Vertraute nach Pohlen und in das Haus Ottulinsky gelangte. Sehnlich harrte er der Antwort, aber noch ehe sie kommen konnte, erhielt er eine Anstellung in den Colonien,

welche so vortheilhaft als ehrenvoll war, und die auszuschlagen seine ganze künftige Laufbahn gestört, ihm seines Vaters Unwillen zugezogen haben würde. Es traf ihn wie ein Donnerschlag. — So hatte er nicht allein das Land, er sollte auch den Welttheil verlassen müssen, wo Elliska lebte — und somit jeder vernünftigen Hoffnung des Wiedersehns auf ewig entsagen. Aber die Pflicht, die Ehre geboth — er fand eben noch so viel Zeit, um seinen Vater noch einmahl zu sehen, und in wenigen Tagen darauf schwamm das Schiff, auf dem er sich befand, weit über die mittelländische See, und trug ihn, jenseits der Säulen des Herkules, einem fernen Welttheile zu.

Elliska hatte keine Ahnung von dem Allen, und grämte ihrerseits sich in trüber Abgeschiedenheit um den Freund, von dem sie durchaus kein Zeichen der Erinnerung, ja nicht einmahl des Lebens erhielt. Sie hatte die Familie nach Warschau begleiten, und dort an allen Festen und Versammlungen Theil nehmen müssen, die dem neuen Beherrscher zu Ehren gehalten wurden. Gar zu gern hätte ihr Oheim es gesehn, wenn sie endlich sich entschieden, und einem von den Freyern, die er ihr vorgeschlagen, und die sich

mit einem Aufwand von Huldigungen um sie bewarben, die Hand gereicht hätte. Aber Elliska blieb ungerührt von jenen Huldigungen, wie taub gegen die Vorstellungen ihres Oheims, und vor eigentlichem Zwange schützte sie die Liebe ihrer Großmutter, und das Ansehen, in welchem diese bey ihrem Sohne stand. Doch obwohl dieser es nicht wagte, der Mutter offenbar entgegen zu streben, gegen welche eine achtungsvolle Rücksicht ihm aus den Gewohnheiten seiner Kindheit geblieben war, so machte er sich doch kein Bedenken, hinter ihrem Rücken ihr zuwider zu handeln. Ohne Gewissensbisse unterschlug er den ersten Brief Turvilly's an dieselbe, den ihm ein Zufall in die Hände gespielt hatte, und war von nun an bedacht, sich jeden folgenden zu verschaffen, so daß keines der Blätter, die der ferne treue Freund sandte, vor die Augen derjenigen, an welche sie gerichtet waren, und zur Kenntniß Elliska's kam. In ihnen glaubte er den Schlüssel zu finden, der ihm der Letztern Widersetzlichkeit gegen seine Plane erklärte, er hoffte durch die Hinwegräumung dieses Hindernisses nun sicher an sein Ziel zu gelangen, er verdoppelte seine Freundlichkeit gegen Nichte und Mutter, um diese desto gewißer zu täuschen, und

triumphirte im Stillen über seinen gelungenen Plan.

Aber seine feine List frommte ihm zu nichts. Wohl trauerte Elliska über diese gänzliche Geschiedenheit von dem Geliebten, wohl sprach sie öfters darüber mit der Großmutter, die ihre einzige Vertraute, wie überhaupt die einzige Seele war, die sie in dem menschenvollen glänzenden Hause verstand. Von dieser empfing sie nur fromme Tröstungen — Ermahnungen zur Ergebung, zur Geduld, zum Fügen in ein Leid, was ja so ziemlich das Loos jeder ersten unbedachten Liebe sey, und Hinweisungen auf das Schicksal der meisten Frauen, die sie kannte; und von denen wohl nicht Eine dem Mann ihrer ersten Liebe zu Theil geworden war. Den Gedanken aber, daß Turvilly treulos und sein Schweigen eine Wirkung der Gleichgültigkeit sey, konnte und wollte Elliska nicht in sich aufkommen lassen. Sie wollte das schöne Bild, das im reinsten Äther der Verklärung vor ihrer Seele stand, durch keinen gemeinen oder unedlen Schatten verdüstert sehen, und war so überzeugt von der Treue ihres Eugen's als von ihrer eigenen.

Indeß reihte sich ein Jahr ans andere. Je-

ner Freund aus Frankreich war sehr spät nach Warschau gelangt — so spät, daß die Nachricht von Turvilly's Versetzung in einen andern Welttheil ihn noch vorher erreichte; und als er endlich dahin kam, war die ganze Lage der Dinge geändert. Die Familie des Castellans war nach Radwa zurückgekehrt. Seine ehrgeizigen Plane waren an Cabalen, und Intriguen Anderer, die in ihren Anstrengungen glücklicher oder klüger als er waren, gescheitert. Die Gunst des Königs, welche er mit so großen Opfern zu erkaufen bemüht gewesen, hatte sich Andern zugewendet — er fand überall Hinderniß, Mangel an Anerkennung, Kälte und Mißdeutung. Eine lange Zeit hielt er den Kampf mit den feindseligen Gewalten aus; — endlich ermüdete seine Geduld, sein Stolz war aufs Tiefste beleidigt. — Er verließ den Hof, über dessen Undank er laut zu klagen sich erlaubte, und ging auf seine Güter zurück, wohin Turvilly's Freund ihm nicht folgen konnte.

Nun war jedes Band abgeschnitten, das noch einen schwachen Zusammenhang zwischen den Liebenden bildete, und nur das treue Andenken, die durch Schmerz verklärte Erinnerung lebte fort in Elliska's Brust, vermochte sie, jeden Freyer,

den ihr ihr Oheim vorschlug, mit jenem Bild zu vergleichen, zu dem Phantasie und erste Liebe die reizendsten Farben geliefert, und da Keiner diese Zusammenstellung aushalten konnte, auch Jeden, als ihrem Herzen nicht genügend, abzuweisen.

Diese Hartnäckigkeit, wie er sie nannte, brachte den Oheim immer mehr gegen Elliska auf, und ihre Stellung zu ihrer Familie, in der eben dieser zürnende Oheim unumschränkt herrschte, ward von Tage zu Tage mißlicher. Diese Tage wurden noch unangenehmer durch die öffentlichen Verhältnisse des Castellans. Mit dem Hofe zerfallen, seiner stolzen Aussichten beraubt, in seinen Erwartungen aufs Kränkendste getäuscht, kochten Sorge, Unmuth und Ehrgeiz in seiner Brust, verbitterten sein ohnedieß scharfes Gemüth, und machten den Aufenthalt in seiner Nähe Jedem peinlich, der mit ihm in Berührung kommen mußte, am allerpeinlichsten seiner gequälten Nichte, gegen die der Stachel des Unmuths in seiner Seele sich mit jeder abgewiesenen Bewerbung verschärfte.

Fünf trübe, endlose Jahre waren so über Elliska hingegangen. Von dem fernen Freund kam kein Laut; die gute Großmutter fing an zu krän-

keln, und bey ihren hohen Jahren war es leicht zu ermessen, daß sich Elliska ihres Besitzes nicht mehr lange freuen, daß jeder Tag, den sie noch lebte, als ein Geschenk vom Himmel zu betrachten seyn würde. Auch die Großmutter hatte dieß Vorgefühl, und bey der Wahrscheinlichkeit, diese Welt bald verlassen zu müssen, lag das Schicksal ihrer Enkelinn, die sie einsam unter kalten Menschen zurücklassen sollte, ihr doppelt schwer auf dem Herzen.

Es war in dieser Zeit, daß ein Mann, welcher sich in den innerlichen Unruhen des Vaterlandes auf die ehrenvollste Art ausgezeichnet, Oberst Millorewsky, auf Radwa eingeführt wurde, wo der Castellan, erbittert durch das, was er den Undank des Hofes nannte, sich nun sehr stark auf die entgegengesetzte Seite neigte, die Anhänger des vertriebenen Stanislaus aufsuchte, und öffentlich die französische Parthey zu ergreifen begann. Fünf Jahre früher würde Ottulinsky den Obersten als seinen Feind betrachtet haben; jetzt suchte er seine Freundschaft und zog ihn in sein Haus. Doch fand er sich bald in seinen Erwartungen getäuscht. Millorewsky hatte aus Pflichtgefühl und persönlicher Neigung für Leczinsky's Recht gekämpfet, er hatte bis zum

letzten Augenblick, selbst mit großen Aufopferungen diese Sache vertheidigt, aber er hatte die Waffen niedergelegt und jeden Gedanken an Widersetzlichkeit aufgegeben, sobald die überwiegende Gewalt der siegenden Parthey ihn belehrte, daß das Vaterland durch neue Unruhen nur unglücklicher werden würde. In dieser Gesinnung hatte er sich von öffentlichen Geschäften zurückgezogen, und lebte, von seinen Freunden vermißt, von seinen Feinden geachtet und gefürchtet, auf seinen Gütern, die zufällig mit Radwa gränzten.

Das war der Mann nicht, den Ottulinsky, wie er es früher gehofft, als Werkzeug seiner Absichten brauchen konnte, und auch dem Obersten konnte der Umgang mit einem Nachbar nicht behagen, den in der Richtung seines öffentlichen Lebens nie die Überzeugung oder das Recht, sondern stets Ehrgeiz und Selbstsucht geleitet hatten. So hätte denn der Oberste vermuthlich die kaum angesponnene Bekanntschaft bald aufgegeben, hätte sich für das Herz des ernsten Mannes und Kriegers nicht ein Magnet auf Radwa gefunden, der ihn seiner Stellung zu dem Castellan ungeachtet, immer wieder in das Haus zog. Millorewsky war kein

Jüngling mehr, Jahre, Erfahrungen und fehlgeschlagene Erwartungen hatten seinen ohnedieß ernsten Sinn noch ernster gemacht; da erschien ihm, wie eine holde Blume in der Wüste des Lebens, die sanfte, unschuldsvolle Elliska, und weit entfernt von geckenhafter Verliebtheit, näherte er sich ihr mit aller liebevollen Würde eines ältern Freundes, und aller zarten Achtung eines höhergebildeten Gemüths.

Elliska fühlte das Ehrende dieser Annäherung; sie war dem Obersten dankbar, sie achtete den edlen Krieger, den warmen Freund seines Vaterlandes, den treuen Anhänger eines Fürsten, der auch ihr, des Thrones vor Allen würdig geschienen hatte; sie war gern in seiner Gesellschaft, aber weiter sprach auch ihr Herz nichts, dieß Herz, das ein anderes Bild noch immer ganz erfüllte.

Wenn aber auch Elliska die Bewerbungen des Obersten mit gleichgültigen Blicken betrachtete, so sah ihre Großmutter einen Strahl der Hoffnung und des Trostes in denselben aufgehn. Sie kannte die Verhältnisse desselben genau, und seine Persönlichkeit, die sie von jeher mit Achtung erfüllet, ward ihr jetzt, im genauern Umgange, über Alles werth. Mit Freude bemerkte

sie daher seine wachsende Neigung für ihre Enkelinn, und der Gedanke, bey ihrem nahen Tode das Loos dieses geliebten Kindes in die Hände eines so edlen Mannes legen zu können, gewann mit jedem Tage mehr Reiz für sie. Sie sprach mit Elliskén darüber, aber sie fand diese jedem Gedanken an eine solche Verbindung völlig fremd.

Indessen diese Gespräche wurden wiederhohlt, der Oberste kam oft, er zeigte sich bey verschiedenen Anlässen, besonders im Contraste mit des Castellans Denk- und Handlungsweise, auf eine sehr vortheilhafte Art. — Elliska sah den gerechten Wunsch der geliebten Großmutter, sie wußte, daß sie ihr ihren nahenden Tod durch ihre Einwilligung in eine Verbindung mit Millorewsky versüßen würde. — Der Oberst sprach mit der Großmutter, er sprach mit Ellisken. — Sie antwortete freymüthig und kindlich wahr. — Diese Offenheit, statt ihn abzuschrecken, zog ihn noch inniger an das unschuldsvolle reine Wesen; aber er trat zurück, und gab seine Hoffnungen auf, ohne seine zarte Neigung und seine wachsame Sorge für Elliska aufzugeben. Sie fühlte den ganzen Edelmuth dieses Benehmens, und als jetzt eine plötzliche Verschlimmerung das Leben der Großmutter in Gefahr brachte, erklärte sie

freywillig, daß sie des Obersten Antrag annehme, und hoffe, an seiner Seite glücklich zu werden.

So war also Elliska's Geschick bestimmt, und von nun an hielt sie es für ihre Pflicht, jede Erinnerung an Turvilly zu unterdrücken, dessen Bild, das sie im Wachen mit strenger Gewissenhaftigkeit verbannte, ihr desto öfter im willenlosen Traum erschien, und das verlorne Paradies einer nie wiederkehrenden Vergangenheit vor ihre Seele zauberte.

Millorewsky fühlte sich sehr glücklich an ihrer Seite. Sie war ihm eine treue Freundinn, eine kindliche Theilnehmerinn seiner Schicksale, und der Frühling, der stets frische Rosen unschuldsvoller Heiterkeit und zarter Rücksicht auf den ernsten Lebensweg des reifen Mannes streute. Zwey Jahre vergingen in still genügender Zufriedenheit, dann starb die Großmutter unter Segnungen über das theure Paar. Millorewsky zog sich nach ihrem Tode auf eines seiner andern Güter zurück, um aus jeder Berührung mit der Familie des Castellans zu kommen; und als dieser nicht aufhörte, Pläne zu schmieden, und Intriguen anzuzetteln, um die verlorne Wirksamkeit in den öffentlichen Angelegenheiten wieder zu erlangen, und seinen Neffen auf eine beun=

ruhigende Art in diese Beziehungen zu verflechten, beschloß er, sein Vaterland auf einige Zeit zu verlassen, um einer Einladung zu folgen, welche sein ehemahliger königlicher Freund Leczinsky, der nun schon längst in Lothringen herrschte, an ihn hatte ergehen lassen.

Er eröffnete seiner Frau sein Vorhaben, nach Frankreich zu gehn, zuerst seinem Fürsten in Lüneville aufzuwarten, und sie dann, um ihr Freude zu machen, nach Paris zu führen. Elliska erschrack über diesen Antrag; die Möglichkeit, Turvilly in seinem Vaterlande irgendwo zu begegnen, stand schreckend vor ihrer Seele. Millorewsky entging die Bewegung ihres Innern, die sie schnell zu beherrschen strebte; aber ihr reines Gemüth vertrug auch nicht den Schatten eines Unrechts gegen ihren Gemahl, und so ging sie mit sich selbst vor dem Bildniß ihrer verewigten Großmutter zu Rath, überlegte, nicht ob, sondern nur, wie sie dem Gemahl dieses frühere Geheimniß ihres Herzens eröffnen sollte, und that es sodann mit so viel Würde und Ausdruck der Reinheit, daß Millorewsky, weit entfernt, darüber besorgt oder empfindlich zu werden, das theure Weib inniger in die Arme schloß, sie zu beruhigen suchte, und ihr versprach, wenn sie

erst in Lothringen seyn würden, vorläufige Erkundigungen einzuziehn, um sie keinem unvermutheten Zusammentreffen auszusetzen. Sie reisten ab, durchzogen Deutschland auf Umwegen, sahen alles Merkwürdige, das Millorewsky sich freute, seine junge Frau sehen und genießen zu lassen, und kamen nach mehreren Monathen in Lüneville an, wo sie vom König Stanislaus ehrenvoll ausgezeichnet wurden, und sich für längere Zeit häuslich niederließen.

Abermahls waren Jahre seit jener Niederlassung vergangen. Aus dem kaum zum Bewußtseyn erwachten Mädchen war eine ernste Jungfrau, aus der Jungfrau die pflichtmäßige Gattinn eines geschätzten Mannes geworden, den nach Möglichkeit zu beglücken, den Inhalt und Zweck ihres Daseyns ausmachte. Aber der Himmel hatte auch dieß Band zu lösen für gut befunden. Oberst Millorewsky war nach einigen Jahren einer zufriedenen Ehe in den Armen seiner tiefbekümmerten Frau gestorben, und es war seine letzte Sorge gewesen, ihre Existenz in dem fremden Lande, wo er sie unter dem Schutze seines königlichen Gebiethers doch besser bewahrt

glaubte, als in Pohlen bey ihren Anverwandten, auf eine genügende Art zu sichern.

Elliska lebte nach diesem Verlust still und zurückgezogen in Lüneville, sah nur ihre vertrautern Freunde, und schlug manchen Heirathsantrag, der der jungen reichen und reizenden Witwe (sie war jetzt eine voll aufgeblühte Schönheit von 25 bis 26 Jahren) gemacht wurde, mit solcher Kälte aus, daß es schien, sie wolle die ihrem Gemahl gelobte Treue ihm auch nach dem Tode bewahren. Da kamen Einige ihrer Bekannten aus Paris zurück, wo sie den letzten Carneval in allen Zerstreuungen und Genüssen, welche diese Hauptstadt der glänzenden Welt damahls wie jetzt darboth, durchschwärmt hatten. Sie hatten sehr Vieles von Bällen, Hoffesten, Gesellschaften u. s. w. zu erzählen. Die berühmtesten Schönheiten, die anziehendsten Männer jener Kreise wurden genannt, und bald wurden auch in Lüneville die Nahmen jener Personen geläufig. Am öftesten hörte Elliska eines Herzogs von Montomar erwähnen, dessen edle Gestalt, dessen Geist und liebenswürdiges Betragen ihn zur Seele jener Societäten, und zum Augenmerke der Damen gemacht hatte. Viele hatten sich bestrebt, seine Eroberung zu machen, denn wer

von Ton seyn wollte, mußte durch den Herzog ausgezeichnet werden. Es war auch zum Schein Mancher gelungen; aber den Flattergeist festzuhalten, vermochte Keine, und so theilten Viele die Ehre seiner vorübergehenden Gunst, ohne daß Eine sich rühmen konnte, sein Herz gerührt zu haben. Der Herzog hatte die Welt gesehn, er war in Militär- und Civildiensten, endlich selbst als Gesandter an mehreren Höfen gewesen; er kannte die meisten Hauptstädte Europens, war überall aufgesucht, gefeyert worden, hatte überall leichte Verbindungen angeknüpft, manche Leidenschaft erregt, keine getheilt, und hegte von den Frauen, deren Verlockung ihm meist so leicht geworden, von ehelichen Verhältnissen und häuslichem Glücke nur sehr kühle und nüchterne Begriffe.

So wurde der Herzog von den Damen geschildert, die über ihn schimpften, und ihn doch vergötterten, und es kam Elliska beynahe lächerlich vor, wie einige Zeit darauf das Gerücht: der Herzog werde nach Lüneville kommen, eine solche Unruhe, so mannigfache Bewegungen und solche Beschäftigung unter die Damen der eleganten Societät brachte, als stünde die Ankunft eines regierenden Herrn oder ein Krönungsact

bevor, zu dem sich Alles in geziemender Feyerlichkeit bereiten müsse.

Wie nun der Herzog selbst ein Gegenstand der regsten Aufmerksamkeit war, so war es auch die Ursache seiner Hierherkunft. Jede wollte die wahre wissen oder errathen. — Eine Erbschafts-Angelegenheit, eine geheime Sendung des Königs an seinen Schwiegervater, endlich ein Heirathsproject, — alles dieß wurde vermuthet, und im letzten Falle die reichen Erbinnen oder Witwen gemustert, auf welche die wohlberechnete Wahl des galanten Freyers fallen konnte. Elliska hörte das Alles ohne sonderliche Theilnahme, und schämte sich nur öfters im Stillen der ungeziemenden Heftigkeit, mit welcher ihre Gefährtinnen ihr gefährliches Spiel voll Absichten und selbstgefälliger Plane trieben.

Es war ein schöner Frühlingsabend, und eine glänzende Gesellschaft im Garten der Marquise von Martigny versammelt, wobey auch Elliska sich befand. Auf dem großen freyen Platz vor dem Pallaste, wo künstlich verschlungene Buxuseinfassungen Arabesken, Nahmenszüge u. s. w. bildeten, die mit farbigem Sande eingelegt, die Zeichnung des Ganzen sichtbarer machten, saß die Gesellschaft im Schatten eines Bos-

quets hoher Kastanien, das eine Art von grünem, nach der Schnur zugeschnittenen Baldachin über ihren Häuptern bildete. Vor ihnen plätscherte die Fontaine, in welcher der Wasserstrahl aus einer Gruppe von Seegöttern emporstieg, und mit nimmermüdem Geräusch in das weitgeschweifte Marmorbecken fiel.

Auf schmalen, ebenfalls mit Buxus umsäumten Beeten, die das zierliche Parterre umgaben, blühten Tulpen und Aurikeln in vielfarbiger Pracht, und an jeder Ecke des symmetrischen Viereckes ragte eine hohe Taxuspyramide in wunderlicher Form, als Blumentopf, Spitzsäule u. s. w. geschnitten empor, welche, wie eine ehrenfeste Gouvernante, die junge Blumenwelt zu ihren Füßen zu beobachten und zu regeln bestimmt schien.

Die Gesellschaft sammelte sich nach und nach. Reichgekleidete Bediente und ein Paar bunt ausstaffirte Mohrenknaben reichten Chokolade und andere Erfrischungen herum; da rollte eine prächtige Equipage vor das eiserne Gegitter, das hoch und künstlich gebildet den Garten vom Hofe trennte, und die Aussicht in diesen freygab. Wer ist's? wer kommt noch so spät? so flüsterte man sich zu, und Aller Blicke wandten sich auf den

Wagen, der, um und um von Glasfenstern umgeben, die zwey Herren zeigte, welche in demselben saßen. Jetzt öffnete sich der Kutschenschlag; der Oheim der Frau vom Hause stieg heraus, ihm folgte ein junger Mann in einem geschmackvollen Kleide von reichgestickter Seide. — „Es ist der Herzog! Es ist Montomar!“ hörte Elliska neben sich flüstern; die Herren traten in den Garten, und näherten sich, die Hüte in der Hand, dem Platze, wo die Gesellschaft saß. — Elliska blickte hin, ihr ganzes Wesen erschütterte sich, kaum glaubte sie ihren Augen trauen zu dürfen — und dennoch — sie hatte sich nicht getäuscht, es war Turvilly, der Freund ihrer Jugend, die Gestalt, die nur zu lebhaft noch stets ihrer Seele vorschwebte, nur mit den Änderungen, die zehn Jahre, Reisen, und manche Stürme des Lebens in dem Äußern derselben bewirkt, und aus dem blühenden Jüngling einen kräftigen Mann gemacht hatten!

Der Oheim stellte ihn der Gesellschaft vor, in welcher er durch den Ruf, der ihm vorausgegangen, schon früher bekannt geworden war. Mit leichtem aber höchst edlen Anstande grüßte er rings umher; jetzt fiel sein Auge auf Elliska; sie glaubte eine leise Erschütterung zu bemerken,

die über seine Züge glitt. Ihr Herz klopfte fast hörbar bis an den Rand der Schnürbrust hinauf, aber er wandte sich wieder ab, und bald sah sie ihn ohne Spur einiger Ergriffenheit sich im lebhaftesten Gespräche mit einigen Damen herumnecken, die ihn in Paris kennen gelernt hatten.

Elliska konnte eine gleiche Unbefangenheit nicht erringen, und da Niemand von der Gesellschaft um ihre frühern Verhältnisse zu dem gefeyerten Manne wissen konnte, so quälte sie der Gedanke empfindlich, daß man ihre Verlegenheit, die sie mit aller Anstrengung nicht ganz zu verbergen im Stande war, einer thörichten Schwäche gegen den Eindruck zuschreiben möchte, welchen der schöne Held des Tages auf sie gemacht. Zu ihrem Glück waren die Damen rings um sie selbst viel zu viel mit der blendenden Erscheinung beschäftigt, um sonderlich auf sie zu achten, und so gewann sie Zeit, sich zu fassen, und von der Kälte und Ruhe, womit Turvilly oder Montomar, wie er jetzt nach dem Tode eines Oheims hieß, dessen Güter auf ihn gefallen waren, ihr Wiederfinden zu betrachten schien, eine, obwohl sehr schmerzliche, Richtschnur für ihr eigenes Betragen abzuziehen.

Endlich, nachdem die ersten Begrüßungen,

Erkundigungen, und Neuigkeiten der Pariser-Welt mit Witz und Lebhaftigkeit zwischen dem Herzog und den Damen durchgesprochen waren, wandte er sich nach der Seite, wo Elliska saß, ging hinter den Stühlen herum, nahte dem ihrigen, und indem er sich ehrerbiethig aber sehr freundlich gegen sie verneigte, sagte er: „Welches unverhoffte Glück, die Enkelinn der verehrten Castellaninn von Grodno hier in meinem Vaterlande zu treffen! Darf ich fragen, gnädige Frau — oder gnädiges Fräulein, welches günstige Geschick Sie hierher geführt?“

Elliska sah ihn an — sie hörte diese Stimme, die sonst bis in ihr Innerstes zu dringen gewohnt war; sie sah diese Züge, in denen ihr einst der Himmel aufgegangen war — und sie zweifelte noch stets, ob sie irre? War das Turvilly, der sich zuletzt so schmerzlich von ihr beurlaubt, und der sie so kalt wieder begrüßte? Sie fand nicht sogleich Worte, um seine galante Anrede zu erwiedern — endlich sagte sie: „Es war der Wunsch meines Gemahls, der mich vor vier Jahren aus Pohlen nach Lüneville geführt.“

„Ihres Gemahls?“ fiel Montomar ihr lebhaft und ohne irgend einen befremdlichen Ausdruck ins Wort: „Darf ich um seinen Nahmen

bitten, um den Glücklichen zu kennen, der ein solches Kleinod sein nennen darf?“

„Mein Mann hieß Oberst Millorewsky“ —

„Millorewsky!“ rief Montomar: „Wie, dieser edle Mann, dieser erfahrne Held ist ihr Gemahl? Ich hatte die Ehre unter ihm zu dienen. Mein erster Waffenversuch geschah unter seiner Anleitung. — Ist er hier in Lüneville? Ich brenne vor Begierde, mich ihm vorzustellen.“

„Mein Mann ist todt!“ erwiederte Elliska ernst und kalt: „Es sind zwey Jahre, seit ich ihn verlor — und nur sein Wille bestimmte mich, auch nach seinem Ableben noch eine Weile hier zu bleiben.“

„Todt! Oberst Millorewsky todt?“ entgegnete Montomar mit einer Rührung in Ton und Blick, die Elliska unmöglich für bloße Beyleidsform halten konnte, und die ihr die halb schmerzliche halb erfreuliche Versicherung gab, daß dieses Herz, so fremd es den frühern Gefühlen zu seyn schien, für Tugend und Edelmuth zu schlagen nicht aufgehört habe. Ein lebhaftes Gespräch über den Verstorbenen entspann sich nun zwischen seiner Witwe und seinem ehemahligen Waffengefährten. Elliska mußte Alles erzählen, wie sie Millorewsky kennen gelernt, wie er noch immer

warm an Leczinsky gehangen, wie er trotz dessen seine Pflicht gegen den neuen Beherrscher gewissenhaft erfüllt, und wie er seinem geliebten Fürsten endlich hierher nachgefolgt war, und es schien Elliska, als gäbe der Gedanke, daß sie die Witwe des verehrten Mannes sey, ihr ein Gewicht in Montomars Augen, das die erste Geliebte längst verloren hatte.

Mit tief verwundeter Seele kam sie nach Hause. Das Traumbild ihres ganzen Lebens, der Gegenstand ihrer schönsten Gefühle und Erinnerungen war verloren. Sie hatte die Gestalt, die Person des Geliebten wieder gefunden, und er war ein Anderer für sie geworden — auf den keiner ihrer frühern Begriffe mehr paßte. War das Turvilly? War das ihr Eugen, der einst sein Glück nur in ihr gefunden, der jeder Gefahr, jeder Beschwerde getrotzt, um sie zu sehen, der entschlossen war, für ihren Besitz Alles zu wagen, dessen letzter Brief, den sie heilig bewahrt, Versicherungen ewiger Treue enthielt? Und wo war seine tugendhafte Gluth für alles Schöne, seine romantische Idee von Liebe und Treue hingekommen? Ach Alles, Alles erkaltet, verflogen und in nüchternes eitles Treiben gewöhnlicher Weltmenschen aufgelöset!

Sie fühlte sich unaussprechlich verletzt. Viel lieber, meinte sie, hätte sie die Nachricht seines Todes vernommen. Dann hätte sie glauben können, daß er seiner ersten Liebe getreu gestorben, und sein Bild wäre in hoher Verklärung als der Schutzgeist ihres Herzens, unter dessen Gestalt sie Alles, was schön, edel und nachahmenswürdig war, begriff, stehen geblieben. Aber jetzt!

Es war für die nächsten Tage eine große Gesellschaft in einem der ersten Häuser von Lüneville angesagt. Auch Elliska war gebethen, und daß Montomar kommen würde, gewiß. Sie war entschlossen, nicht zu gehn. — Sie vermochte es nicht, ihn wieder zu sehn. — So selig sie noch vor wenig Tagen der Gedanke an diese Möglichkeit gemacht hätte, da keine Pflicht mehr ihrer stillen Neigung im Wege stand, so schmerzlich war ihr nun jedes Zusammentreffen. Unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit hielt sie sich zu Hause. Am andern Morgen kamen einige ihrer Bekannten, um nach ihrem Befinden zu sehen. Der gestrige Abend war der Inhalt des Gespräches, und somit auch der Herzog, sein Benehmen, seine Worte, w e n er ausgezeichnet u. s. w. Ellisken war dieß Gespräch sehr peinlich, und dennoch wünschte sie immer mehr von dem Manne

zu hören, der so lange, so ausschließend in ihrem Herzen geherrscht. Es ward viel hin und wieder gesprochen, bis endlich der Chevalier S. eintrat, ein Mann, der immer von allen Neuigkeiten des Tages unterrichtet war, und der nun gleich ein besonderes Leben über das Gespräch verbreitete. Eine der wichtigsten und frischesten Nachrichten, die er zu geben hatte, war die von des Herzogs naher Heirath. —

„Seine Heirath? Der Herzog heirathet?“ — riefen mehrere Damen auf einmahl.

„Und wen, wen?“ scholl es aus dem Munde der Andern. Elliska fragte nicht, ihr Herz zog sich schmerzlich zusammen.

„Das Fräulein von Dammartin,“ erwiederte der Chevalier.

„Wie? die Tochter des Marschalls?“ rief die Eine.

„Das unbedeutende Geschöpf!“ die Zweyte.

„Sie ist ja kaum hübsch zu nennen!“ spottete die Dritte.

„Und beschränkt — gewaltig beschränkt!“ — seufzte die Vierte.

„Sie vergessen, meine Damen,“ entgegnete der Chevalier, „daß dieses beschränkte, nicht hüb-

sche Geschöpf, Erbinn einer halben Million Livres ist."

„Das wird den Herzog vielleicht doch nicht bey seiner Wahl bestimmen," nahm Elliska das Wort: „Ich kenne Fräulein Dammartin nicht; aber man kann nicht hübsch seyn, man kann in der Welt für unbedeutend gelten, und doch Tugenden und Vorzüge besitzen, die einen Mann" —

„Ha! ha! ha!" lachte der Chevalier: — „Nun, gestehen Sie, meine Damen, daß das recht im Geschmack eines Romans unserer guten Scudery ist. — Gnädige Frau!" fuhr er fort, indem er Elliska die Hand küßte: „Lassen Sie mich diese schöne Hand dafür küssen, daß Sie meinem Freund so viel Gutes — oder Schlimmes zutrauen "

„Schlimmes?" erwiederte Elliska ein bißchen gereizt, indem sie die Hand wegzog: „Ich denke von Niemand Schlimmes" —

„Ach, unsre gute Elliska ist das nicht im Stande," fiel eine der Damen mit einem Tone ein, der gutmüthig seyn sollte, und fast spöttisch klang: „Sie ist bereit, für jeden angeklagten Abwesenden eine Lanze zu brechen, — doch dießmahl möchte sie mit ihrer Vertheidigung nicht ausreichen. — Man weiß ja die Gründe, welche

einen Elegant, wie der Herzog, zum Heirathen bestimmen. Familienverhältnisse, — ein derangirtes Vermögen — Pläne des Ehrgeizes." —

„Das ists, gnädige Frau, das ist es auch bey unserm Montomar. Ich bin unterrichtet. — Montomars Vermögen ist in bester Ordnung, wie er denn überhaupt ein höchst achtbarer Mensch ist; aber es sind Familien-Arrangements. — Diese Verbindung paßt vollkommen in alle Plane, die er für eine sehr glänzende Carriere entworfen, und wovon er in seinen noch jungen Jahren schon Vieles erreicht hat."

„Ich bedaure die arme kleine Dammartin," rief jetzt eine von den Damen: „Sie wird eine ziemliche Null an seiner Seite seyn, und er wird ihr das nicht ersparen können."

„Er wird Procédés gegen sie haben, meine Gnädige," antwortete der Chevalier: — Ich kenne Montomar zu gut. Er ist ein Weltmann, und denkt von der Ehe und den Beweggründen, die einen vernünftigen Mann bestimmen können, das Joch auf sich zu nehmen, wie man davon denken muß; aber er ist auch Mann von Ehre, er wird sich in seiner Frau achten, und nie vergessen, was er öffentlich und im Häuslichen der Herzoginn von Montomar schuldig ist. Ich bin ver-

sichert, daß Fräulein Dammartin sich an seiner Seite nicht unglücklich fühlen wird.“

Das Gespräch dauerte noch eine Weile fort, und Elliskas Herz ging durch alle Grade einer gelinden Geistesfolter. Turvilly stand auf dem Punkt, einer Andern die Hand zu reichen, und er wußte, daß die ihrige frey war! Er heirathete aus Absichten, und es war nur seine Ehre, die er in seiner künftigen Frau achtete und schonte! O mein Gott! Was war mit diesem Herzen vorgegangen, und wie mußte die Welt es mißhandelt haben! So dachte sie zuletzt, und wollte sich den Geliebten lieber unglücklich als leichtsinnig vorstellen.

Aber die Welt hatte dieß Herz nicht mißhandelt, sie hatte es nur in ihre Strudel gefaßt. — Lange Reisen, Unstätigkeit des Aufenthalts, Berührungen mit vielerley Menschen, häufige Gelegenheit, die geheimen Beweggründe der handelnden Personen auf dem großen Theater der politischen und glänzenden Welt kennen zu lernen, und endlich jene Gleichgültigkeit, die sich durch zu vielen und zu mühelosen Genuß der Lebensfreuden erzeugt, alles das hatte den schönen geistvollen Mann, dem die Welt lockend entgegen kam, und dem die Frauen jeden Sieg leicht mach-

ten, herabgestimmt von den hohen Begriffen seiner frühern Jugend. Die Ideale waren zerronnen, und mit ihnen das Traumbild seiner ersten Liebe. Er sah Alles im kalten Lichte der Wirklichkeit, und wie er Elliska wieder fand, war sie ihm eine werthe alte Bekannte, an deren lieblichen Anblick sich schöne Erinnerungen knüpften, und mit der er gern über den hochverehrten Mann sprechen mochte, der ihr und ihm theuer gewesen. Übrigens hatte er keine Ahnung wie keinen Glauben daran, daß sie anders über die Vergangenheit denken könne, als er, und selbst ihre Heirath war ihm ein Beleg für seine Ansicht.

Er hatte sich gefreut, sie wieder gesehen zu haben; er hatte erwartet, sie in der nächstfolgenden Assemblee zu treffen, und da sie nicht kam, dem Chevalier den Auftrag gegeben, sich zu erkundigen, ob er sich ihr in ihrem Hause vorstellen lassen dürfte? In dieser Absicht war der Chevalier heute zu Elliska gekommen, und sobald die Damen sich empfohlen hatten, brachte er sein Gewerbe an. Elliska erschrack. — Sie sollte Turvilly bey sich sehn, vielleicht manche Stunde allein mit ihm zubringen, mit ihm, der im Begriffe stand, aus freyer Entschließung einer Andern, die er nicht liebte und kaum kannte, seine

Hand zu reichen? Gern hätte sie mit einer feinen Wendung des Chevaliers Bitte verweigert, aber ihrem geängsteten Gemüthe fiel keine schickliche Ausrede ein, da sie mehrere ihrer Freunde bey sich zu empfangen pflegte, und gegen Montomar auf keinen Fall eine gültige Einwendung zu machen war. Alle diese Gedanken gingen pfeilschnell durch ihren Kopf, während sie mit der Arbeit beschäftigt, einen Augenblick zu antworten zögerte. — Endlich blieb nichts übrig, als die Anfrage des Chevaliers zu bewilligen, und nun des gefürchteten, und doch halb gewünschten Besuches nächstens gewärtig zu seyn.

Das geschah auch am folgenden Tage, und von da an, öfters. Im Anfange war Millorewsky, die Waffenthaten, welche unter seiner Anleitung geschahen, der schicklichste wie der gewöhnlichste Stoff des Gespräches für Elliska. Nach und nach wurden andere Gegenstände in den Verlauf der Unterhaltungen gezogen, endlich erwähnte Montomar ganz unbedenklich seiner Heirath als einer nahen Begebenheit, redete zwar mit Achtung von seiner Braut, aber übrigens von der ganzen Sache wie von einem Geschäft, das die Verhältnisse anzuknüpfen, und die Klugheit auszuführen gebothen hatten.

Elliska litt sehr bey diesen Unterhaltungen, in welchen das Einst und Jetzt ihr Inneres auf die peinlichste Art spalteten. Sie sah den Mann ihrer Jugendliebe, sie hörte seine Stimme; in seinen Gesinnungen erschien noch mancher Anklang an jene frühere romantische Erhebung seiner Gefühle, durch Jahre und Erfahrung zu fester Rechtlichkeit und edlem Muth gegen das Unrecht gereift; aber — ihr Eugen war es nicht mehr, und sie war ihm so fremd geworden, als er ihr. Da nun dieser Zwiespalt sie quälte, da seine Vermählung herannahte, und er schon gegen den Chevalier den Wunsch geäußert hatte, seine junge Gemahlinn bey Elliska aufzuführen, und diese um ihre Freundschaft für Fräulein Dammartin zu bitten, so faßte Elliska den Entschluß, unter irgend einem anständigen Vorwand Lüneville zu verlassen, und nicht eher wieder dahin zurück zu kehren, bis der Herzog mit seiner Gemahlinn nach Paris gegangen seyn würde.

Unter Thränen, unter bittern Schmerzen wurde der Plan entworfen und ausgeführt. Ihre leidende Gesundheit — sie fühlte sich sehr durch die Vorgänge der letzten Zeit angegriffen — kam ihrem Vorhaben zu Hülfe. Sie sprach mit dem Arzt. — Eine Reise nach den Aachner-Bädern

wurde für nöthig erachtet. Elliska kündigte dieß Vorhaben dem Kreise an, den sie zu besuchen pflegte, und bereitete so ihren nahen Abschied vor. Man war erstaunt, man suchte sie zu bereden, wenigstens die nahen Hochzeitfeyerlichkeiten abzuwarten, wozu im Pallaste Dammartin glänzende Anstalten gemacht wurden. Elliska entschuldigte sich mit der Nachricht, die sie eben erhalten haben wollte, daß gerade bis dahin eine ihrer Jugendfreundinnen aus Crakau daselbst eintreffen würde, deren Gesellschaft ihr allein den langweiligen Badeaufenthalt verschönern könnte. Man fand das natürlich, und Niemand dachte weiter daran, etwas hinter dieser Reise zu suchen, auch Montomar nicht, so befremdend und wirklich unangenehm ihn diese Nachricht berührte, denn er schätzte Elliska von Herzen, und hatte sich an ihren Umgang gewöhnt.

Um so eifriger war er bemüht, denselben noch, so lange er es vermochte, zu genießen; denn ihn riefen, sobald die Vermählung vorüber war, seine Geschäfte nach Paris, und so ging er sogleich den folgenden Tag vor dem Essen zu Elliska, um sie zu befragen, ob denn diese Reise wirklich festgesetzt und unverschiebbar sey? Er fand sie nicht; aber entschlossen mit ihr zu reden, wollte er ihre

Rückkunft abwarten. Er setzte sich in ihrem Cabinet an ihr Arbeitstischchen von Vieux lac hin, wo sie gewöhnlich zu sitzen, und ihre vertrautern Freunde zu empfangen gewohnt war. Seine Blicke schweiften in dem Gemache umher. Das lebensgroße Bild des verstorbenen Gemahls, dem Sopha gegenüber — das Bethpult mit grünem Damast überzogen, in der untern Ecke des Zimmers, mit dem Crucifix, zwey Silberleuchtern und dem silbernen Weihbrunnkesselchen — über demselben ein schönes Madonnenbild — hier im Fenster etwas Zeichengeräthe auf einem Tischchen, und eine angefangene Landschaft dabey; dort auf dem Camingesimse einiges chinesisches Porzellan — Andenken theurer Personen, wie er oft von ihr gehört, und endlich auf dem Sopha neben ihm ein Band von Racines Tragödien, ein Strickzeug und Fenelons geistliche Briefe — Alles zeugte von dem frommen, liebenden, wohlgeordneten Gemüth, das diese Gegenstände um sich gesammelt, und seine stille Welt daraus gebildet hatte.

Schloß Radwa und die Art, wie er Elliska vor zehn Jahren kennen gelernt, fielen ihm ein, und er bedachte, wie Alles wohl ganz anders gekommen seyn würde, wenn der Castellan, ihr

Oheim, das Band der jugendlichen Herzen nicht so gewaltsam zerrissen hätte. Während er sich diesen Gedanken überließ, trat Elliskas Kammerfrau, eine lebhafte, plaudernde Französinn, ins Cabinet; sie fand den Herzog allein und eben beschäftigt, die angefangene Landschaft auf dem Reisbrette am Fenster zu betrachten. Sie hielt es für ihre Pflicht, ihn zu unterhalten, schwatzte ihm eine Menge von der Herzensgüte und den Talenten ihrer Gebietherinn vor, sprang dann, mit der Bitte sie ja nicht zu verrathen, in den Alkoven, den grünseidne Vorhänge von dem Cabinete trennten, und brachte die Mappe der gnädigen Frau hervor, die sie voll zierlicher Geschäftigkeit vor dem Herzog ausbreitete und ihm die Zeichnungen derselben wies. Es waren Landschaften und Blumenstücke, und sie verriethen wirklich eine geübte Hand, was in jener Zeit, wo Unterricht in schönen Künsten noch nicht für einen wesentlichen Theil der weiblichen Erziehung galt, etwas Seltenes war.

Der Herzog blätterte und bewunderte — die Kammerfrau erklärte und plauderte — da fielen seine Blicke auf ein vorzüglich schönes Blatt, auf dem ein Strauß von Hyacinthen, Narcissen und Tazetten mit der täuschendsten Wahrheit

nach der Natur copirt schien. Ein Lilasband hielt ihn nachlässig zusammen — und die Worte: je l'envoye, — je l'envie, die an den freyflatternden Enden des Bandes geschrieben standen, nebst dem Datum le 10. Avril 17 — riefen Montomar plötzlich die ganze Vergangenheit, das Urbild dieser Blumen — seine damahlige Stellung zu Elliska — und Alles, was in jener Zeit in ihrer und seiner Seele vorgegangen war, zurück. Eine innere Erschütterung durchbebte ihn, sein Auge ruhte gedankenvoll auf dem Blatte, er senkte das Haupt sinnend — die Blumen lagen auf seinem Schooß. —

Die Kammerfrau bemerkte seine Aufmerksamkeit. „Gefällt Ihnen das Blatt, gnädiger Herr? Nicht wahr, es ist schön? Es ist auch ein Liebling der gnädigen Frau. Wie oft sah ich sie nicht es betrachten, wie oft kamen ihr nicht Thränen in die Augen, wenn sie es that! Es muß seine eigene Bewandtniß mit dieser Zeichnung haben. Aber gnädiger Herzog, um Gotteswillen, verrathen Sie mich nicht!"

Montomar gab keine Antwort; was er gesehn, was die Person ihm erzählt, grub sich tief und tiefer in sein Gemüth. War es möglich? War er vielleicht noch geliebt, wo er kaum ge-

hofft hatte, nicht vergessen zu seyn? Es waren seine Blumen, sein Abschiedsgeschenk mit der Devise — das sie mit Liebe gemahlt, durch so lange Jahre bewahrt, und jetzt noch oft mit Thränen betrachtet hatte! — Ein Aufruhr erhob sich in seinem Herzen — er wußte nicht, was er wünschen, was er denken sollte; da rollte ein Wagen in das Thor des Hauses, der Schweizer schellte dreymahl. „Mein Gott! Die gnädige Frau!“ rief die erschrockene Zofe — nahm dem im Staunen versunkenen Herzog das Blatt aus der Hand, packte eiligst die Mappe zusammen, und verschwand damit im Alkoven.

Kaum hatte Montomar die Zeit, sich zu fassen, als Elliska eintrat. Auch sie schien überrascht, ihn zu finden — und in dem ersten Augenblicke aufgeregter Empfindung eilte er ihr entgegen, ergriff ihre Hand, drückte sie an seine Lippen, und rief mit mehr Ausdruck, als er selbst in seine Worte zu legen gedacht: „Ist es wahr, gnädige Frau, wollen Sie uns wirklich verlassen?“ Elliska war verwirrt. — Diese Art, sich über ihre Abreise auszudrücken, hatte sie nicht erwartet. — Sie schwieg einen Augenblick. „Meine Gesundheit“ sagte sie endlich, „und der Wunsch einer Freundinn“ —

Montomar betrachtete sie mit zärtlichen Blicken. Es schien ihm jetzt selbst, als trage ihr Aussehen das Gepräge der Erschöpfung und des stillen Kummers. Diese Bemerkung, ihr plötzlicher Entschluß fortzureisen, da seine Vermählung herannahte, Alles reihte sich aneinander, Alles erklärte sich untereinander. — Es war ihm wie Schuppen von den Augen gefallen — seine schöne Jugend erwachte in seiner Seele. Er leitete Elliska zum Sopha, setzte sich neben sie, und ein bewegtes Gespräch über ihre Abreise, über ihr Befinden, ergriff Elliskas Seele eben so überraschend als höchst angenehm. Zehn Jahre waren versunken, die Empfindungen von Schloß Radwa erneuerten sich, ein trauliches Gekose waltete unter den alten Freunden, und Elliska fühlte eine süße Beruhigung, an die sie seit langem nicht mehr geglaubt — auf die sie, seit sie Montomar wieder gefunden, mit blutendem Herzen auf ewig Verzicht geleistet hatte.

Als Montomar scheiden mußte, that er es mit ganz anderen Gefühlen, als mit denen er gekommen war. Elliska hatte ein zartes Interesse in ihm angeregt; er fand Reize an ihr, die ihm erst jetzt aufgefallen waren, und er konnte

sichs nicht verhehlen, daß er einigermaßen im Unrecht gegen sie stand.

Er wiederhohlte seinen Besuch sehr bald, er kam öfter und immer öfter. Sein Ton gegen Elliska war ein ganz anderer als bey ihrem ersten Wiedersehn, und sie fühlte wohl, daß zarte Fäden sich zwischen ihren Herzen anzuknüpfen begannen. Aber Montomar war Bräutigam, er war doch für sie verloren, und es dünkte sie ein grausames Spiel, das das Schicksal mit ihren Wünschen trieb, indem es die alten Verhältnisse in einem Zeitpunkte wieder herzustellen schien, wo jede Hoffnung Thorheit, ja Unrecht gegen eine dritte schuldlose Person war.

In Montomars Herzen begann ein Streit der alten erwachten Neigung mit den neuen Planen und Aussichten. Geliebt hatte er Fräulein Dammartin nie, und hatte auch keine Ursache, sich von ihr geliebt zu glauben. Die ganze Heirath war ein Familienübereinkommen gewesen. Was konnte daraus entstehen, wenn er sie aufgab? Höchstens ein lautes Gerede bey Hof und Stadt, einige verdrießliche Auseinandersetzungen mit seiner und der Familie seiner verlassenen Braut. Aber das Urtheil der Welt? das Qu'en dira' **t'on**? Er war nicht gleichgültig

dagegen, er fühlte das ganze Gewicht dieser unsichtbaren Gewalt, die sich seinen Wünschen widersetzte. — Er kämpfte mit sich selbst — er war ungleich, verstimmt, — seine Freunde konnten ihn nicht begreifen. Aber mit jedem Mahle, wo er Elliska sah, dünkte sie ihm liebenswürdiger, fühlte er sich weniger geneigt, ja weniger fähig, den lachenden Hoffnungen auf ein schönes Glück an der Seite der reizenden, treuen, tieffühlenden Jugendgeliebten zu entsagen, um seine Hand und sein Herz in die Fessel einer Convenienz-Heirath schlagen zu lassen. Er suchte zuerst Vorwände, um die nahe Hochzeitfeyerlichkeit zu verschieben, er betrug sich achtungsvoll aber mit der gemessensten Kälte gegen Fräulein Dammartin, die ihrerseits auch nicht den geringsten Schritt that, um den Entfliehenden fest zu halten — und in einer Stunde innigen, seelenvollen Gesprächs mit Elliska riß ihn sein Gefühl hin, er gestand ihr seine Liebe, und bath um ihre Hand. Elliska war bestürzt und tief ergriffen, die Wahrheit ihres Charakters erlaubte ihr nicht, was sie in diesem Augenblicke fühlte, hinter kalten Formen zu verbergen. Ihre Thränen brachen hervor — sie vermochte nicht zu sprechen — und Montomar sah, daß er eben so in-

nig, ja wohl noch viel inniger geliebt war, als er liebte.

Aber Zweifel an dem Rechte, mit dem er diesen Schritt thun konnte, stiegen sogleich in Elliskas Seele auf. Seine Verbindung mit Fräulein Dammartin, die Ansprüche, die dieses Mädchen an seine Hand hatte, stellten sich ihr schreckend entgegen. Sie äußerte ihre Besorgnisse, sie beschwor den Geliebten, lieber seiner Pflicht als seinem Herzen zu folgen. Montomar war entzückt über die unverhehlte Liebe, die aus jedem Worte, jedem Blick der Geliebten, selbst aus ihrem Entsagen sprach. Er schlang seine Arme um ihre Schultern, seine Lippen berührten die ihrigen in süßem Taumel der Vergessenheit — es war der erste Kuß, den sie von ihm empfangen, und er wirkte zauberisch auf ihre Seele; denn nun fühlte sie erst bestimmt, daß sie ihm auf ewig angehöre, Gott möchte sie vereinigen oder trennen. Montomar setzte ihr seine Stellung zu Fräulein Dammartin und die gegründeten Hoffnungen auseinander, die er hegen durfte, daß jenes Band, welches bloß Convenienz und Familienvortheil geschlossen, sich leicht lösen lassen würde. Der erste Grund von allem war ein Prozeß über eine beträchtliche Erbschaft,

welche die Montomars so gut wie die Dammartins ansprachen, und man hatte eine Heirath zwischen den beyden Hauptinteressenten als die leichteste Art, die streitigen Ansprüche zu vereinigen, gewählt. Montomar durfte nur diese Ansprüche von seiner Seite aufgeben, und noch einige kleine Rücksichten beobachten, so lösete sich Alles wie von selbst, seine Hand war frey, und er durfte sie mit seinem Herzen verschenken.

Elliskas Seele öffnete sich süßen Hoffnungen, wie die schmachtende Blume dem Thau des Abends, der sie erquickt und belebt. Sie fing wieder an, an die Möglichkeit einer frohen Zukunft zu glauben, und das Leben lächelte sie jugendlich und rosig an. Ihr Herz umfaßte den Geliebten mit dem unverminderten Feuer der ersten Liebe, und er betrieb indeß voll froher Hoffnung die Auseinandersetzung der Erbschaftsstreitigkeit, und die Lösung seiner Verbindung mit Fräulein Dammartin. Es gelang über seine Erwartung schnell. Der Chevalier, welcher die letztere, und sein Rechtsfreund, der die erste Angelegenheit zu besorgen hatte, fanden wenig Schwierigkeit. Fräulein Dammartin war zwar nicht zu bewegen gewesen, selbst mit dem Chevalier zu sprechen, es ging Alles durch den Mund der Tante, bey

der sie lebte, aber sie gab dem Herzog sein Wort vollkommen zurück, entsagte jedem Anspruch auf ihn, und man sagte, sie eile sich mündig sprechen zu lassen, um auch den Erbschaftsprozeß schnell und auf vollgütige Weise beendigen zu können.

Diese Bereitwilligkeit entzückte Montomar, er glaubte in ihr den sichersten Beweis von Adelaidens Gleichgültigkeit gegen ihn zu finden. Elliska schien es nicht so. Sie erschrack vor dieser willigen Entsagung, ihr eigenes Herz sagte ihr, daß man einen Lebensgefährten wie Eugen nicht so gleichmüthig aufgeben könne. Aber Montomar wollte nichts von ihren Besorgnissen hören — er genoß ungetrübt die schöne Gegenwart, und freute sich einer noch schönern Zukunft.

Da traf auf einmahl die Nachricht, daß Fräulein Dammartin bedenklich krank sey, die glücklichen Liebenden mit einer düstern Vorahnung kommenden Unglücks. Montomar wollte ruhig scheinen, er vermochte es nicht recht. Es gingen allerley Gerüchte durch die Stadt. Der Arzt fürchtete, wenn die Krankheit sich nicht bald zum Bessern entschiede, daß ein schleichendes Fieber daraus werden könnte. Er hatte es

für eine Gemüthskrankheit erklärt, an der seine Mittel scheitern würden. Indeß war das gerichtliche Verfahren seinen Weg fortgegangen, Adelaide war mündig erklärt worden. Der erste Gebrauch, den sie von ihrem neuen Rechte machte, war die Unterzeichnung einer vollkommnen Verzichtleistung auf jene streitige Erbschaft, welche dadurch dem Herzog ganz zufiel. Wie ihm sein Rechtsfreund das Blatt einhändigte, und ihm mit vielen breiten Worten Glück wünschte, erblaßte der Herzog. Das war es nicht, was er gewollt, was er erwartet hatte. Ein Prozeß, ja der Verlust des Erbes, auf welches Verzicht leisten zu wollen er sich ja schon vom Anfang an erbothen hatte, wäre ihm tausendmahl lieber gewesen, als diese großmüthige Entsagung, in welcher sein Gewissen ihn die Aufopferung verschmähter Liebe ahnen ließ, und ihm so das Ganze zum bittersten Vorwurf seines Wankelmuths machte.

Er gab dem erstaunten Rechtsfreund die Schrift zurück. Sie anzunehmen hätte sein Innerstes empört. — Ein Sturm erhob sich in seiner Seele. Wenn Adelaide ihn geliebt, wenn die Überzeugung seiner Gleichgültigkeit, seiner Sinnesänderung ihr Herz gebrochen — wenn ihr Edelmuth ihm die Freyheit gegeben hätte, und diese

Verzichtleistung wie die Handlung einer Sterbenden zu betrachten wäre? Er stritt mit sich selbst, er suchte alle Gründe hervor, die ihn das Gegentheil hoffen ließen. Er wollte nicht glauben, was sein Gewissen ihm immer lauter und lauter zurief: daß er in der Seele eines unbefangenen Mädchens gegründete Hoffnungen erregt, daß er diese genährt, daß er die Stadt, die Welt zu Zeugen seiner Absichten gemacht — und nun auf eine eben so leichtsinnige Weise zurückgetreten sey, und die Arme ihrem Schmerz, und der Schmach, vor der Welt die Verlaßne zu spielen, preisgegeben habe! Vergebens flüsterte ihm die Eigenliebe zu, daß seine Verbindung mit Elliska älter, die Ansprüche dieser an seine Treue gültiger, ihre Liebe zu ihm offener, herzlicher sey. Hatte er denn Elliska nicht gleich bey seiner Ankunft in Lüneville getroffen? Hatte er sie nicht oft gesehn, ohne seine Stellung zu Adelaiden zu verändern? Und hatte nicht ein bloßer Zufall die längsterstorbene Neigung wieder angefacht?

So stritten Stolz, Gewissen und Liebe in seiner Seele. Die Stunde war da, wo er sonst zu Elliska zu eilen pflegte — er vermochte es

heute nicht. Da brachte man ihm ein Billet von ihr.

„Fräulein Dammartin ist dem Tode nahe,“ so schrieb Elliska, „und es ist kein Zweifel, daß sie am gebrochnen Herzen stirbt. Meine Ahnungen haben mich nicht betrogen. Sie sind geliebt, Eugen, wo Sie es nicht glaubten, und Niemand begreift das leichter als ich. Aber wenn es, wie ich mir schmeichle, die Tugend war, was einst Ihr Herz mir zuführte, wenn Sie jetzt noch so wie vor zehn Jahren überzeugt sind, daß nur sie allein glücklich macht — so lassen Sie uns auch jetzt ihrer Stimme folgen. Fräulein Dammartin hat heilige Rechte an Sie. Nicht Ihr Wort — nicht das Gerede der Welt — Adelaidens Herz, das das Ihrige erkannt und mit Innigkeit umfaßt hat, hat ihr diese Rechte gegeben. Sie dürfen, Sie werden sich diesen Ansprüchen nicht entziehen. Ich trete freywillig und mit Ruhe zurück. Ich entsage einem Glücke, das ich längst aufgegeben, an dessen Wirklichkeit ich selbst jetzt kaum geglaubt habe. Wenn Sie diesen Brief erhalten, bin ich fern von Ihnen, aber ich werde Sie nie vergessen!“

Montomar hatte gelesen. Er fühlte sich vernichtet. Elliska hatte ihn aufgegeben, und ein

höchst unwillkommnes Verhältniß drohte ihm mit ewigen Fesseln. Er sah sich in die Schlingen verwickelt, die Leichtsinn und Wankelmuth ihm bereitet, und was ihn eben so schmerzlich als sein eigenes Schicksal drückte, war der Gedanke, daß er zwey gute, weibliche Wesen mit in seine Thorheiten verstrickt, und daß er mit Keiner glücklich werden konnte, ohne sich um der Andern willen ewige Vorwürfe machen zu müssen. Sobald die erste Betäubung des Schmerzens vorüber war, eilte er zu Elliskas Wohnung. Sie war fort. Sie hatte Lüneville schon gestern Abends mit allen ihren Leuten verlassen, und die Familie des Hausbesitzers war uneins, ob sie nach Aachen ins Bad, oder geradezu nach Crakau abgereiset sey; denn ihre Bedienten hatten Verschiedenen Verschiedenes gesagt. Finster kehrte Montomar in sein Hotel zurück, und tausend streitende Gefühle zerrissen seine Brust. Mitleid und Gewissen zogen ihn zu Adelaiden, seine Sehnsucht trieb ihn, Elliskan aufzusuchen. Er schwankte lange und schmerzlich. Endlich siegte der bessere Mensch in ihm. Er gab den Gedanken auf, Elliskan zu folgen; er ließ den Wagen ausspannen, der zu diesem Behuf schon seiner wartete, und verschloß sich in sein Cabinet. Dann

ließ er den Chevalier zu sich bitten, und fing an, ihn um den Verlauf seiner Unterhandlungen bey Adelaidens Tante genauer auszuforschen. Alles, was der Chevalier ihm sagte, bestättigte Elliskas Ansicht, Alles, was er selbst von Adelaiden erfahren, vereinigte sich damit. Eine Hoffnung blieb noch übrig — er eilte zu ihrem Arzte. Das Verhältniß, in welchem er zu seiner Kranken gestanden, schien ihm ein Recht zu geben, sich nach ihrem Zustande zu erkundigen. In der strengen Miene des würdigen Greises, in der kalten Förmlichkeit, womit er ihn empfing, in der Zurückhaltung, womit er sich über Fräulein Dammartin erklärte, lag sein Urtheilspruch. Es blieb kein Zweifel übrig, daß Adelaide ihn von dem ersten Augenblicke an geliebt, wo er sich mit seinen Bewerbungen ihr genähert, daß sie seine folgende Kälte wohl gefühlt, und auch die Ursache derselben, die wiedererwachte Neigung für die schöne Pohlin gekannt, aber zu feinfühlend gewesen war, um ihm Vorwürfe zu machen. Eine Weile noch hatte sie sich mit der Hoffnung getäuscht, den allzuliebenswürdigen Flüchtling wieder zu seiner Pflicht zurückkehren zu sehen. Als später der Chevalier mit seinen Vorschlägen

kam, als man ihr Montomars Anerbiethen, jener Erbschaft zu entsagen, berichtete — da erkannte sie die Hoffnungslosigkeit ihrer Lage, aber sie stand keinen Augenblick an, was sie zu thun habe. Sie gab dem Manne, der ihr seine Hand nicht mehr mit seinem Herzen reichen konnte, alle fernern Ansprüche zurück, sie entband ihn seiner Versprechungen, und da sie ihr Innerstes durch diese Entsagung zerrissen, ihren Lebenskeim versehrt fühlte, schien es ihr etwas Unbedeutendes, auch noch dem Vermögen zu entsagen, das sie achtungslos dahin gab, wo schon das größere Gut verloren war.

Das Alles erfuhr Montomar nach und nach durch das allgemeine Gerücht, und durch manche Personen, an denen es bey solchen Gelegenheiten, wo Erkundigungen einzuziehn, und das Thun und Lassen Anderer zu beobachten sind, nie fehlt. Durch mehrere Tage dauerte der Kampf in seiner Seele; endlich gewannen Recht und Pflicht die Oberhand. Er ging zu dem Arzt; der Chevalier schien ihm ein viel zu leichtgesinnter Unterhändler. Aber selbst die Strenge, mit welcher jener ihn behandelte, flößte Montomar Vertrauen und Achtung ein. Er bekannte sein Vergehen offen, doch glaubte er in dem Umstand,

daß die Größe der Neigung, die Fräulein Dammartin ihm geschenkt, ihm unbewußt gewesen, eine Entschuldigung für sein Betragen zu finden. Jetzt, wo ihm die wahre Lage der Dinge klar geworden, sey er bereit, wenn Adelaide ihm verzeihen, wenn sie den Reuigen wieder aufnehmen könne, gern und mit der Überzeugung, daß er an ihrer Seite glücklich werden werde, seine früheren Verpflichtungen zu erfüllen. Der Arzt wies ihn nicht gänzlich ab, aber er nahm diesen späten Entschluß mit Mißtrauen und Kälte auf. Doch versprach er mit Adelaidens Tante zu sprechen.

Das geschah — und der Erfolg bewies, wie richtig Elliska von ihrem Herzen auf das ihrer Nebenbuhlerinn geschlossen. Die bloße Nachricht von Elliskas Entfernung hatte den fast erloschenen Lebensfunken in Adelaiden angefacht, die Hoffnung, daß Montomar sein Unrecht einsehen, daß er zurückkehren könne, gab ihr neue Kraft, und als nun nach und nach durch vorsichtige Mittheilung ihr des Treulosen Wiederkehr, seine Reue, sein Entschluß und die Achtung kund wurde, mit der er von ihr gesprochen, die Zuversicht, welche ihre Denkart ihm für sein Glück an ihrer Seite eingeflößt, —

da ging der Himmel in ihrer Seele auf, sie gab sich den frohen Gefühlen hin, und erhohlte sich zusehends. Nach wenigen Tagen war sie im Stande, den Besuch des Bräutigams anzunehmen, der sich ihr nicht mehr mit dem galanten Benehmen eines Weltmannes wie früher, sondern als ein achtungsvoller Freund näherte, und in dessen Augen das, was Adelaide durch und für ihn gelitten, und wovon die Spuren noch in ihrem Äußern sichtbar waren, ihr einen bisher nicht gekannten Reiz gab.

Zwar mußte Montomar sein Herz, das die frühere Geliebte nicht vergessen konnte, noch oft in der Einsamkeit zur Ruhe sprechen; aber selbst die Kraft, womit er es that, gab ihm ein befriedigendes Gefühl. Adelaide war eine jener schüchternen Seelen, deren Trefflichkeit nur im genauen Umgange kund wird, und so lernte Montomar in der Zeit, welche zwischen Adelaidens Genesung und den Hochzeitfeyerlichkeiten verfloß, nicht allein manche schätzbare Eigenschaft ihrer Seele, sondern auch manches Talent, manche angenehme Fertigkeit seiner Braut kennen, die ihm willkommene Aussichten für das Zusammenleben mit ihr eröffnete.

So näherte sich allmählig der Hochzeittag. Von Elliska war nichts zu hören, sie war weder nach Aachen gekommen, noch hatte man Nachricht, daß sie in Crakau eingetroffen war. Ein tiefes, wehmüthiges Gefühl, tiefer als es sonst bey Weltmenschen Platz hat, regte sich in Montomars Herzen, wenn er ihrer dachte. Ihre Liebenswürdigkeit, ihre Treue, die Schuld, die er gegen sie hatte, und die Erinnerung an seine schönere Jugend, die mit der Zeit seiner ersten Liebe für sie zusammenfiel, verbanden sich in eine innige Empfindung, die ihm Elliska stets im verklärtem Lichte zeigte, ohne seinen Rücksichten für Adelaiden Abbruch zu thun.

Erst mehrere Monathe nach seiner Verheirathung vernahm er, daß Elliska bisher auf Radwa bey ihren Verwandten gewohnt, und nun wieder nach Crakau gekommen war, wo sie mit einer Jugendfreundinn zurückgezogen von der Welt und einsam lebte; und erst lange hernach, nachdem er sein Herz streng geprüft hatte, erlaubte er es sich, an die erste und theuerste Freundinn seiner Jugend zu schreiben, ihr zu sagen, daß er ihr die Rückkehr auf den Weg des Rechten und die häusliche Zufriedenheit danke, die er an der Seite einer liebe-

vollen und gebildeten Gattinn gefunden, aber auf dem Siegel, womit dieser Brief geschlossen war, hatte er die schönste Erinnerung aus seiner Jugendzeit und zugleich das Gefühl verewigt, womit er den Brief betrachtete, der das Glück genoß, in Elliskas Hände zu kommen; denn er enthielt in zierlichem aber höchst einfachen Stich den Wahlspruch: **Je l'envoye, je l'envie.**

III.

Der Teppich.

Es war ein stiller Winterabend, als Elvire in der Fenstervertiefung ihres Cabinettes, das ringsum an den grünen Wänden mit guten Kupferstichen, Gemählden und Bildnissen lebender oder geschiedener Freunde ausgeschmückt war, hinter den Glasschirm saß, der, sie vor der Zugluft zu schützen, ihren Schreibtisch umgab. Sie hatte eben die Arbeit, ein Blatt eines großen Fußteppichs, aus der Hand auf den Schooß niedergelegt, weil die sinkende Dämmerung ihrem Fleiße Stillstand geboth. Jetzt stützte sie sich mit dem Arm auf das buntgestickte Fensterpolster, legte die Stirn in die Hand, und blickte bald in das leise Schneegefunkel hinein, das mit dem Scheiden des Tages sich aus dem trüben Himmel ablösete, und langsam durch die düstere Luft niedersank, bald schweifte ihr Blick über die Bilder hin, die sie an den Wänden ihres Zimmers umgaben; und allerley, halb wehmüthige, halb ernste Erinnerungen an vergangene Zeiten und Freuden, an manchen verstorbenen oder fernen

Freund, an manches Land, das sie durchreiset, und aus welchem die Gemählde ihr Scenen zurückriefen, stiegen vor ihr empor. Die Vergangenheit verschmolz mit der Gegenwart, es war Elviren kaum möglich, sie in manchen Augenblicken zu sondern, und wie Göthe's wunderschöne Verse sagen:

„Was ich besitze, seh' ich wie von weiten,
Und was entschwand, wird mir zu Wirklichkeiten —

so erging es auch ihr. — Mit wehmüthiger Freude drückte sie das Vergangene an's Herz, und ließ, was sie umgab, achtlos fahren. So gewahrte sie es auch nicht, wie die Rolle von Cannevas, mit der bunten Wollenarbeit bebildert, auf der sie so eben an dem Kopf der Einen Figur genäht, aber ihn nicht vollendet hatte, von ihren Knieen herabglitt, und auf den Parkett zu liegen kam.

Da lag das Kunstwerk nun — scheinbar eine humoristische Idee des Zeichners, und von Elvirens geschickter Hand in bunter Wolle mit Kreuzstich ausgeführt. Es war ein länglicher Streifen, der auf weißem Grunde ein Gemählde in chinesischem Geschmack zeigte. Linker Hand saß unter einer Art von Baum, der wohl etwa ein

Zweig einer Theestaude seyn mochte, ein Chinese mit großem, breitgerändertem Hute, eine Schale in der Hand, aus der er so eben mit bedächtigen Blicken den Thee, der in derselben duftete, schlürfen zu wollen schien. Vor ihm stand ein Thier von capriciöser Gestaltung, zwischen einem indianischen Raben und wälschen Hahn schwankend, mit einer seltsamen Decke oder Shawl angethan, das sehr klug den klugen Mann anstarrte, und sich mit ihm in ein Gespräch eingelassen zu haben schien. Die andere Hälfte des Gemähldes bildete eine Art von Gegensatz. Wieder erblickte man einen Chinesen und ein Thier; aber dieser Mann im feuerfarbenen Gewand und gleicher Mütze, der seine wohlbeleibte Figur mit einem grünen Schirm gegen die unbequemen Sonnenstrahlen schützte, schien sehr unbesorgt und behaglich, und das Thier an seiner Seite war weder ein wachsamer Hahn, noch ein farbenspielender Arrah, sondern nichts weiter als ein leckerer Affe, der mit großem Appetit eine Frucht verzehrte, die einem großen Apfel glich, und dadurch an das schöne Bild jenes classischen Werkes erinnerte, wo es heißt:

Der Affe gar possirlich ist,
Zumahl wenn er vom Apfel frißt. —

Der Teppichstreifen lag auf dem Parkett, und Elvire saß noch immer in ihre Träume vertieft, als plötzlich die Stille um sie her von ungemein leisen, wie aus der Ferne tönenden Stimmen unterbrochen wurde, die ein angelegentliches Gespräch zu führen schienen. Sie erhob das Haupt und horchte. Das leise Getöne dauerte fort, und jetzt dünkte es Elviren, als kämen die Stimmchen nicht aus dem anstoßenden Zimmer, wie sie im Anfange dachte, sondern flisterten ganz nahe bey ihr, zu ihren Füßen. Das erschreckte sie im ersten Augenblicke; denn sie wußte sich ganz allein. Allein sie faßte sich sogleich wieder, horchte, und glaubte nun auch sogar Worte und Sinn des Gespräches zu vernehmen. Eine feine näselnde Stimme sagte: „Sie werden mich nicht überreden, hochgeehrtester Herr, daß das, was ich empfinde und gewahr werde, von jeher also mit mir beschaffen gewesen. Nur gar zu wohl erinnere ich mich, wie es noch nicht lange her ist, daß bloß die animalischen Functionen meines Körpers in Thätigkeit waren, und der göttliche Funke, welcher uns von den Thieren unterscheidet, erst vor Kurzem in mir aus langem Schlummer erwacht ist.“

„Möglich!“ erwiederte eine eben so leise, aber

tiefere Stimme: „Möglich! und ich will nicht weiter mit Ihnen darüber streiten; denn wozu nützt das viele Reden? Ich habe es nie geliebt, man wird müde davon, und weiß zuletzt nicht warum? Vielmehr habe ich stets gern geschwiegen, und mich dabey wohlbefunden."

„Was Sie da sagen, mein Verehrtester," entgegnete die erste Stimme, „klingt seltsam. Wollen Sie denn durchaus eine Vergangenheit gehabt haben?"

„Je nu," antwortete das tiefere Organ; „Was weiß ich! Fragen Sie mich nicht so viel; ich mochte das Fragen von jeher nicht leiden."

„Von jeher! von jeher!" ereiferte sich der Erste: „Sprechen Sie nicht so anmaßend! Wir Alle sind nicht von jeher. Wir sind Producte des Augenblicks, Ephemeren, die vielleicht in der nächsten Umwälzung in ihr Nichts zurückkehren."

„Meinetwegen!" entgegnete der Zweyte: „So will ich denn wenigstens, bis ich wieder Nichts werde, Etwas genießen. Sehen Sie den schönen Apfel oder was es ist, den hier der Affe in der Pfote hält? Er ladet Einen ordentlich ein, hinein zu beißen."

„Wie sinnlich! Wie gemein!" rief die erste

Stimme: „Kennen Sie denn keinen andern Beweis Ihrer Existenz, als Essen?“

„Er ist einer der bündigsten, sollte ich meinen, und Sie selbst — haben Sie nicht die Theetasse vor dem Munde?“

„Sie werden doch den geistigen Genuß, den der duftende Thee gewährt, wo nur die feinsten Theile des aromatischen Blattes, von den heißen Wellen des Wassers aufgelöst, unsere Nerven in ein angenehmes Spiel versetzen, ohne dem Magen eine eigentliche Nahrung zuzuführen, kein Essen nennen? Übrigens — ich studiere, indem ich trinke. Ich analysire die Natur der Wirkungen des Thees, und bin eben mit dem Entwurfe einer Abhandlung beschäftigt, die ich nächstens herauszugeben denke, und in deren ersten Abtheilung ich die Revolutionen betrachte, welche der Gebrauch dieser Pflanze seit ihrer allgemeinen Verbreitung über die civilisirte und uncivilisirte Welt, wozu wir Chinesen Europa rechnen, in moralischer Hinsicht hervorgebracht hat; indem ich mit großem Scharfsinn ihren medicinischen und psychischen Einfluß auf den Menschen, sein Gefühlsvermögen, seine Entschließungen u. s. w. entwickele, und evident zeige, wie alle neuesten Erscheinungen in der politischen und moralischen

Welt sich aus dem verbreiteten Genuß des Thees ableiten lassen. Der zweyte Theil soll dann die weitreichenden Wirkungen dieses Products, in merkantilischer, financieller — "

In diesem Augenblicke krähte der Hahn, der vor dem gelehrten Herrn stand, und der Feuerfarbene fuhr aus einem süßen Schlummer empor, in welchen er während jener Auseinandersetzung verfallen war.

„Gibst du mir Recht, Freund Hahn? du Sinnbild der Wachsamkeit und des Fleißes," sagte der Gelehrte, „der du die Morgenstunde mit Gold im Munde begrüßest!"

„Ach das sind die verdammten Thiere," rief der Andere, „die einen so oft im Schlummer stören, den Hals umdrehen sollte man ihnen —"

Der Hahn krähte fort, und der Theegelehrte sprach: „Sonderbar! wie diese Töne, die ich scheinbar jetzt zum ersten Mahle höre, indem das Thier, aus welchem sie kommen, so gut wie ich selbst seit wenigen Stunden erst Leben und volles Bewußtseyn hat — wie diese Töne, sage ich, mir schon so bekannt sind, daß ich schwören möchte, sie oft gehört zu haben! Wie bey ihren Klängen Erinnerungen erwachen, und das, was hinter mir im Dunkel lag, allmählig klarer wird!

Geht es Ihnen eben so, verehrter Herr mit dem Sonnenschirme?"

„Ich habe Ihnen schon gesagt, daß mir das Nachsinnen zu beschwerlich ist. Ich lebe und esse, folglich bin ich; ich erinnere mich, wenn gleich dunkel, folglich bin ich gewesen. Wann aber, wie? und wo? ist mir sehr gleichgültig."

„Mein Gott! Wie ist eine solche Apathie bey einem denkenden Wesen möglich!" rief der Theetrinker: „Doch was seh' ich?" indem er sich nach seinem Nebenmann umwendete: „Ja, nun begreife ich! Ihnen fehlt ja ein ganzes Stück Kopf, und auch an dem Platz, wo der Zusammenfluß aller Empfindungen, das Herz, zu liegen pflegt, sehe ich nichts als leeren Raum, unausgefüllte Faden."

Der Sonnenschirmträger, durch diese Worte aufmerksam gemacht, fühlte nun mit der freyen Hand nach seinem Kopf, und neigte sich, um seine Brust zu betrachten. „Curios!" sagte er endlich: „Da fehlt wirklich Etwas! Aber ich versichere Sie, daß ich diesen Mangel gar nicht spüre, und vollkommen mit mir zufrieden bin."

„Ha!" rief der Erste: „Wie wird mir nun Alles nach einander so deutlich, was noch vor Kurzem wie ein dunkles Räthsel in meinem In-

nern lag! Ja, ich bin gewesen, und bin wie- der. Das ist das rechte Wort. Es war eine Zeit, sie liegt weit hinter mir, wo ich dachte, empfand, litt und mich freute. Alte Bilder tre- ten aus ihrem Dunkel hervor. Eine schöne Prin- zessin — wie hieß sie doch? — Ach, Sie sind ja auch dabey gewesen. — Ihre Züge sind mir be- kannt, — wie die Räthsel aufgegeben wurden, wie die unglücklichen Prinzen — beym Fohi! jetzt weiß ich Alles. Ich war Mandarin der zweyten Classe, und Erzieher einer Prinzessinn, die, in Schönheit und Anmuth strahlend, so viele Her- zen verwundete, so viele Geister verwirrte, und Sie — wie hießen Sie doch?"

„Das ich nicht wüßte," erwiederte gelassen der Andere.

„Ja freylich, die Stelle, wo in dem mensch- lichen Schädel die Gedächtnisse liegen, ist bey Ihnen unausgefüllt. Sie wissen daher nichts von Ihrer frühern Existenz, als daß Sie eben existirten — während bey mir sich alle Kräfte ei- nes denkenden Wesens entwickelt haben, und noch überdieß die Vergangenheit sich klar vor meinem Blicke gestaltet, so daß ich sagen mag, sie wird wie vor den Göttern zur Gegenwart für mich."

„Ein bescheidener Gedanke!“ fiel der Zweyte ein: „Aber da Sie Alles wissen, mein hochweiser Herr Nachbar, so erklären Sie mir doch, woher das kommt, daß wir Beyde auf einmahl hier sind, wo wir vorher nie waren, wo mir Alles fremd vorkommt, und ganz anders aussieht, als ich es jemahls gekannt? und wo wir denn während der langen Zeit gewesen, die zwischen jenen Geschichten und dem heutigen Tage liegt?“

„Das kann ich Ihnen, mein Werthester, in diesem Augenblicke nicht sagen,“ antwortete der Theetrinker: „Aber ich zweifle gar nicht, daß es meinem Scharfsinn noch gelingen werde, es herauszufinden. So viel ist gewiß, daß ich nur allmählig zum Bewußtseyn kam, und daß dieß mit einer Empfindung wie von feinen Nadelstichen verbunden war, ja, daß, je öfter und schneller sich jene Stiche in verschiedenen Theilen meines Körpers wiederhohlten, mein Bewußtseyn um so klärer ward.“

„Curios!“ erwiederte der Zweyte: „Gerade so, glaube ich, ist es auch mir ergangen.“

„Auch Ihnen?“ rief triumphirend der Erste: „Ha, so klärt sich mir das Räthsel des Daseyns auf, und die große Hypothese über den Ursprung

und Sinn des Lebens liegt, verbürgt und bewiesen, vor meinem durchdringenden Verstande."

„Ey, so lassen Sie hören!"

„Vernehmen Sie! Wir haben schon einmahl gelebt! wie? wo? ist uns nicht deutlich bewußt, ist aber für meine Hypothese ganz gleichgültig; denn es kommt jetzt nur darauf an, zu beweisen, auf welche Art das Lebensprincip wieder in uns thätig geworden, und das thue ich folgender Maßen. Wir sind gestorben, das heißt — wir sind in jenen Zustand verfallen, den die Menschen Tod nennen, der aber, nach meinen unumstößlichen Erfahrungen und gründlichen Untersuchungen, nichts anders ist, als das, was man im geringern Maße, und wenn es theilweise geschieht, das Einschlafen eines Gliedes nennt. Daher denn auch eine gewiße Nation in den Abendländern, von der ich gehört, daß sie sich sehr viel auf ihre bildlichen Darstellungen und Fictionen zu Gute gethan habe, den Schlaf den Bruder des Todes genannt haben soll, welche Bezeichnung mir nicht ganz unpassend scheint. Nun, wie Sie wissen, wenn Einem eine Hand oder ein Fuß einschläft, spürt man diesen Theil des Leibes eine Weile gar nicht, und nur wenn durch eine Bewegung oder andern Zufall das

Blut wieder zu circuliren anfängt, fängt auch das Leben in den betäubten Muskeln und Nerven an, sich durch ein gewißes Prickeln und heftiges Stechen zu regen. Daher schließe ich denn also: Wir sind eingeschlafen, unser Blut ist stille gestanden — ein Zufall brachte es wieder in Bewegung, es regte sich, es fing an zu laufen, daher die prickelnde, stechende Empfindung, und wir sind erwacht."

„Schön! Wie Sie das so gründlich aus einander zu setzen wissen! Aber wo sind wir denn jetzt? Denn daß wir nicht in China sind, und daß die Dame dort auf dem Sessel nicht die Prinzessinn ist, der wir dienten, das ist klar. Auch möchte ich doch wissen, warum denn an meiner Stirn und Brust noch kein rechtes Leben ist?"

„Alles in der Welt hat seinen zureichenden Grund," erwiederte der Gelehrte, „und so liegt es auch eben in der Folgenreihe der ewigen Ursachen und Wirkungen, warum Sie an jenen beyden Stellen noch kein Gefühl oder Bewußtseyn haben. Wahrscheinlich ist eine Abnormität Ihrer Organisation daran Schuld; Sie sind eben ein mangelhaftes Geschöpf. —"

„Wie?" unterbrach der Andere mit etwas mehr Lebhaftigkeit, als man ihm hätte zutrauen

sollen: „Was sagen Sie? Ein mangelhaftes Geschöpf? Wahrlich, das ist stark, das ist — grob, wenn ich so sagen darf;“ und bey diesen Worten wollte er ganz im Eifer von seinem Sitze steigen, und den unartigen Gesellen ernsthaft zur Rede stellen, denn es regte sich etwas in ihm, das wie militärisches Point d'honneur gestaltet war. Aber wie groß war sein Erstaunen, als er sich wie mit unsichtbarer Gewalt gehalten, und außer Stand fühlte, seinen Platz zu verlassen! Das vermehrte seinen Unmuth, indem es die spöttische Äußerung seines Gegners zu bestätigen schien. Er ereiferte sich, er mühte sich ab; aber er kam nicht von der Stelle. Mit mitleidigem Lächeln bemerkte es sein Nachbar, und war voll herablassender Freundlichkeit bereit aufzustehen und dem Angefesselten zu helfen, als er sich in eben dem Falle wie der Andere, und außer Stande sah, seinen Platz zu verlassen. Dieß Unvermögen und das schadenfrohe Gelächter seines Gegners brachte den Unglücksgefährten in den heftigsten Zorn. Er schrie, er schimpfte; denn er war gedemüthigt. Aber in dem Augenblicke kam etwas auf die Streitenden zugewackelt, das sie in der Dämmerung nicht sogleich erkannten, das ihnen aber mit einer piependen Stimme schon

unter der Thüre zurief: „O, Fohi! was höre ich? O süßer Ohrenschmaus vom Ufer des Peiho! Ich vernehme die Töne meiner Muttersprache; wer ist es, der mir hier das theure Vaterland zurückruft?“ und mit diesen Worten kam ein kleines ungestaltetes Wesen in chinesischer Tracht näher, dessen Kopf in unablässiger Bewegung hin und her nickte, und dem die lächelnde Miene und das starke Embonpoint ein komisches Ansehen gab. Entzückt erblickte der Gelehrte diese Erscheinung, in welcher Elvire mit Erstaunen eine der Pagoden erkannte, die sonst friedlich auf einem Schranke gestanden hatten, und für welche sie von jeher, sie wußte selbst nicht warum, eine besondere Vorliebe gehegt, und sich oft an dem beyfälligen Nicken und Wackeln der grotesken Puppen ergetzt hatte. „O Wunder!“ rief jetzt der Gelehrte aus, „o Unglaublichkeit! Sind Sie es wirklich, schöne Adelma? Erblicke ich die Prinzessinn von Korazan, die Tochter des unglücklichen Keicobad?“

„Ja, ich bin es, unvergleichlicher Ta-ho-tsing!“ erwiederte die Pagode, „und erkenne in Ihnen mit Vergnügen den weisen Lehrer und gelehrten Erzieher der stolzen Turandot, den Mandarin mit der blauen Koralle.“

„Turandot! Turandot!“ schrie Ta-ho-tsing: „Richtig, da haben wir's. Jetzt weiß ich Alles — den Nahmen der Prinzessinn, mein eigenes Verhältniß zu ihr, die ganze Vergangenheit. O Fohi! welche wunderbaren Fügungen!“

„Aber was wissen Sie denn eigentlich?“ fragte der Zweyte: „denn durch alle ihre und der Dame Ausrufungen wird mir die Sache immer dunkler, und ich begreife immer weniger, wie das Alles mit unserer gegenwärtigen Lage zusammenhängt —“

„Ach lieber Himmel! Sie auch hier, tapferer Liu-kong?“ unterbrach ihn nickend und kopfschüttelnd Adelma.

„Liu-kong? Heiß ich so?“ erwiederte der Sonnenschirmträger: „Wahrlich, ich begreife nicht —“

„Ja! Ja!“ entgegnete Adelma, unter beständigem Wiegen des Hauptes: „Sie waren ja Oberster der Leibwache und Kriegs-Mandarin. Erinnern Sie sich nur des feyerlichen und schrecklichen Tages, als Sie an der Spitze Ihrer Garden in den Saal des mächtigen Kaisers Altoum traten. Mir ist, ich sehe Sie noch —“

„Ja wohl,“ fiel Ta-ho-tsing ihr in die Rede, „wo der unselige und doch so überglückliche Prinz der Tartarey —“

„Ach, woran erinnern Sie mich!“ rief die wackelnde Adelma: „Schweigen Sie! schweigen Sie! Es steigen Bilder und Empfindungen in mir empor“ — und sie hielt die kleine fette Hand vor die feingeschlitzten Augen.

„Mir ist nach und nach, als wäre ich auch dabey gewesen,“ sagte Liu-kong: „Der Prinz Kalaf war auch einer von den unglücklichen Freyern, die sich mit unbezwinglicher Leidenschaft zu dem Besitz der göttlichen Turandot drängten. Aber schön war sie auch, das müssen Sie selbst gestehen, Adelma!“

„Ja doch, ja!“ erwiederte diese.

„Und mehr noch, als schön,“ fiel Ta-ho-tsing ein: „auch geistvoll und edel, und werth, daß die Männerwelt zu ihren Füßen lag. Wenn gleich meine Vernunft das tolle Beginnen der Prinzen tadeln muß, die recht wie verblendete Mücken um die Flamme, sich in den Umkreis ihrer strahlenden Liebenswürdigkeit drängten: so kann ich doch wieder begreifen, daß so viel innerer Werth mit so viel äußern Vorzügen verbunden —“

„Aber — wahrlich, verehrter Herr Ta-ho-tsing!“ unterbrach ihn die nickende Dame mit großem Eifer: „Haben Sie denn so lange in unbekannten Regionen geschlafen, um nicht mehr

zu wissen, daß, ein Frauenzimmer in Gegenwart eines andern unmäßig zu loben, eine Beleidigung für dieses ist?"

„Verzeihen Sie, Adelma! — Ich erkenne mein Unrecht," erwiederte der Mandarin: „Aber halten Sie auch dem Erzieher der liebenswürdigen Prinzessinn, der ihre Vorzüge zum Theil als sein Werk betrachten kann, diesen sehr begreiflichen Stolz zu gute."

„Ja, ja," fiel Adelma ein, „diesen Stolz haben Sie auch auf Ihre Schülerinn verpflanzt, und dieser Stolz war es auch, der diese gefühllos für die sanftesten Regungen der Natur machte, und ihr jene grausame Gleichgültigkeit einflößte, vermöge der sie den Tod so vieler unglücklichen Prinzen ungerührt sehen konnte."

»Nie habe ich," versetzte Ta-ho-tsing mit strenger Miene, als stände er noch als Lehrer vor Turandot, „nie habe ich diese unnatürliche Härte billigen können. Wenn ich aber bedenke, was für unbedeutende, gehaltlose Geschöpfe die meisten dieser Bewerber waren, wie sie, ohne Rücksicht auf ihre flache Persönlichkeit, mit der Lösung der Räthsel jeder Forderung ein Genüge zu thun vermeinten, welche das schönste, geistvollste und anmuthigste Weib in China an den

Mann stellen konnte, der ihr Herz zu befriedigen im Stande seyn sollte: dann muß ich gestehen, daß ich den Meisten aus ihnen ihr Schicksal gönne, so hart es scheint."

„Und," fügte Liu-kong hinzu, „haben sie denn die Bedingungen nicht gewußt? Riß sie etwa ein plötzliches Schicksal hin? Und endlich — als der Rechte kam, der nicht allein die Räthsel zu lösen, sondern auch der Prinzessinn Achtung und zarte Theilnahme einzuflößen wußte, da schmolz auch ihre Kälte, und ihr Stolz beugte sich vor dem kräftigen Manne."

Bey diesen Worten wandte sich Adelma viel nickend und wackelnd mit unwilliger Bewegung von dem Sprechenden ab, und murmelte einige chinesische Worte über männliche Tactlosigkeit und gänzlichen Mangel an Delicatesse.

Die Herren verstummten ein Paar Augenblicke; dann aber begann Liu-kong, der sich indessen im Zimmer rings umgeschaut, und mit einem Gemisch von Verwunderung und Neugier die fremdartige Welt, die ihn umgab, beobachtet hatte: „Sonderbar! Sonderbar! Wir haben uns hier zusammen gefunden, wir erkennen uns gegenseitig. Aber wie sind wir hierher gekommen? Wo sind wir eigentlich, und wer ist das

Wesen von frauenzimmerlicher Art, das dort auf dem Sofa sitzt?“

„Das ist,“ nahm Adelma das Wort, „meine jetzige Gebietherinn, die treffliche, geistreiche Elvire, bey der ich sammt meinem Mann, dem klugen Fürsten Hangti, in großer Behaglichkeit lebe, welchem ich nach jener Ihnen bekannten Katastrophe, wo des tartarischen Prinzen unzeitiges Mitleid mich zu leben zwang, meine Hand mit meinem väterlichen Reich gegeben. Dort draußen im Zimmer steht er auf der Commode, die jetzt unser Wohnplatz ist, und ich versichere Sie, wir führen im Schutz dieser Dame ein sehr angenehmes Leben, indem wir durch das sinnreiche und naive Wesen unserer Bewegungen auch ihr manche heitere Stunde verschaffen, und auf eine gewiße Weise ihre Lieblinge sind.“

„Curios!“ entgegnete Liu-kong: „Bey dem allen begreife ich doch nicht, wie es kommt, daß wir, statt in Peking, uns hier treffen. Mich dünkt, alle Ihre Gelehrsamkeit hat uns das noch nicht erklärt.“

„Verzeihen Sie, verehrter Liu-kong,“ fiel der Mandarin mit der blauen Koralle ihm hastig in's Wort, indem eine lebhaftere Röthe des Unwillens seine Wangen färbte: „Da liegt die

Schuld nicht an meiner Erklärung, sondern an demjenigen, dessen Kopf nicht darnach organisirt ist, um sie zu begreifen," und mit diesen Worten wies er auf die leere Stelle an des zweyten Chinesen Stirn. „So wunderbar es auf den ersten Blick scheinen mag, daß wir, welche vor mehreren Jahrhunderten in einem Lande gelebt, welches nach allem, was wir hier sehen, zu urtheilen, ein weit entferntes und gänzlich verschiedenes gewesen seyn muß: so bitte ich Sie, meine geneigten Zuhörer, nur zu bedenken, daß Raum und Zeit keine wirklichen Dinge, sondern nichts als die Formen sind, unter welchen wir uns die Erscheinungen vorstellen, und daß hier auf Erden alles nur verhältnißmäßig groß oder klein ist. Was heißt das, fünf oder sechshundert Jahre? Was gelten sie in Vergleich mit den Epochen von mehreren Myriaden Jahren, welche, nach den Berechnungen chinesischer und indischer Weisen, die verschiedenen Weltalter ausmachen? Was sind sie gegen die Dynastien der alten Könige, die in unabsehlicher Reihe 20, 30, 50,000 Jahre den Thron besetzten? Was endlich mag die Entfernung zwischen der Hauptstadt der cultivirten Welt, dem kaiserlichen Peking, und dem Cabinette, in welchem wir uns hier gefunden,

betragen, in Vergleich mit der Entfernung der Fixsterne und Sonnen-Systeme gegen einander, und der verschiedenen Kometenbahnen, in welchen man den Erddurchmesser als unbedeutendes Maß und quasi Pariserzoll anzunehmen pflegt? Sie sehen also, Geneigteste, daß wir ziemlich nahe bey dem geliebten Vaterlande, und nicht weit von der Zeitepoche leben, in welcher wir schon einmahl, nur unter andern Verhältnissen, vorhanden waren, und es sollte mich nicht wundern — doch, was sehe ich? Der tapfere Liu-kong nickt unter seinem Sonnenschirme, und die reizende Adelma gähnt? Nun wahrlich! Sie zeigen doch Beyde wenig Geschmack an soliden Wissenschaften, und ich thue wohl am besten, wenn ich Ihnen nicht ferner Bemerkungen aufdringe, die für Sie von keinem Nutzen und von keinem Werth seyn können!"

Bey diesen Worten, die der gelehrte Ta-ho-tsing nicht ohne Entrüstung und mit verächtlichen Blicken auf seine Gefährten sprach, wandte er sich auf seinem Sitze unter dem sparsam belaubten Zweige herum, und hielt die duftende Theetasse an den Mund, der Hahn brüstete sich und krähte, der Affe ergriff den Apfel, um ihn zu verspeisen; Liu-kong, von dem Krähen das

zweyte Mahl aus seinem Schlummer erweckt, richtete sich empor, und erhob den Sonnenschirm, kurz, alles kehrte in seine eigentliche Ordnung und Gestaltung zurück, und Adelma wackelte auf die Commode zu, auf welcher ihr Elvire ihren Standpunct angewiesen hatte. Nur diese war während der letzten Reden des Mandarins mit der blauen Koralle, entweder durch derselben narkotische Kraft eingeschläfert, oder von den Erschütterungen des Erstaunens und den verschiedensten Empfindungen überwältigt, in eine Art von Schlaf und Traum versunken, in welchem seltsame Gebilde, aus Fern und Nah', Vergangenheit und Gegenwart gewoben, vor ihr emporstiegen, oder sich vielmehr auf eine ihr unbegreifliche Art aus ihrem Innersten entwickelten.

Um sie her baute sich eine neue, ihr unbekannte Welt auf, und dennoch war es ihr, als hätte sie all das schon gesehen. Sie erblickte sich auf einem Throne, der in einer mit reichen Seidenzeugen von den buntesten Farben behangenen Nische stand. Mehrere Stufen, mit kunstvoll gearbeiteten Teppichen belegt, führten zu demselben hinan. In goldenen Rauchfässern, die auf zierlichen Gestellen von rothem, mit Gold reich beblümten Lack zwischen diesen Stufen standen,

duftete kostbares Räucherwerk. Durch luftig geschweifte Bogenfenster fiel Elvirens Blick in eine Landschaft, welcher Blumen und Bäume von fremder Gestalt ein ungewohntes Ansehen gaben. Im Hintergrunde derselben, auf einem Hügel, erhob sich ein schlankgebauter Thurm, aus vielen, wie Stockwerke übereinander gestellten Dächern bestehend, hoch in die Lüfte, und verwundert hörte Elvire ein liebliches Klingen durch die Gegend ziehen, das, wie sie sich durch aufmerksames Hinblicken überzeugte, von vielen silbernen Glöckchen ausging, die an den geschweiften Spitzen des Thurmes hingen, und mit denen der Morgenwind spielte. So bemerkte sie denn auch, da die Sonne, über den nahen Busch voll zierlicher Baumgestalten hervortretend, mit ihren Strahlen die Wände des Thurmes berührte, daß diese mit dem feinsten Porcellan überzogen waren. Auch erschien ihr, was sie zuerst für eine Landschaft, ein Werk der Natur gehalten, bald als ein Theil eines großen Parks, mit Sinn und Kunst angelegt. Parthien von schönen Blumen in den brennenden Farben der warmen Zone, helle Bäche in umgrünten, reingehaltenen Ufern, zierliche Brücken und mehrere kleinere Pavillons, die eben so bunt wie die Blumenparthien, nur

größer und fester, zwischen den hellgrünen Büschen hervorschimmerten, oder mitten auf smaragdgrünen Wiesen standen, bezeugten die Hand des erfahrnen Gartenkünstlers, und zugleich den fürstlichen Reichthum, welcher jenem die Mittel gegeben, eine solche Schöpfung hervor zu zaubern.

Verwundert betrachtete Elvire ihre nähere Umgebung und sich selbst. Sie gewahrte, daß auch sie in fremde Tracht — fast so gekleidet war, wie altmodische Fächer und Geräthe uns die Bewohner des geheimnißvollen, chinesischen Reichs schildern. Reiche Seidenstoffe von hellen Farben umwallten ihre schlanken Glieder, kostbarer Schmuck schlang sich um ihre Arme, durch ihre Locken, und umzirkelte vielfach die Brust und den zierlichen Nacken. Königliche Pracht umgab sie; viel tiefer als ihr thronartiger Sitz in der Nische, unterhalb der Stufen, die zu der Estrade führten, saßen auf reichen Kissen eine Anzahl jüngerer und älterer Frauen in eben solcher, nur minder kostbarer Tracht, mit allerley weiblichen Arbeiten beschäftigt, und etwas näher bey ihr, auf der obersten Stufe, abgesondert von den dienenden Frauen, und doch in gehöriger Entfernung von ihr selbst, erblickte sie eine Jungfrau, deren Wuchs und Haltung, so wie die

Pracht ihrer Gewänder, etwas Höheres als eine bloße Sclavinn verkündete, indeß die glühenden Blicke ihrer Augen, von Schwermuth verdüstert, die Bläße ihrer feinen Züge und der stolze Ausdruck ihres ganzen Wesens etwas Besonderes in ihr ahnen ließ.

Mit Erstaunen sah sich Elvira in diesen Umgebungen, die ihr so neu und doch wieder so bekannt vorkamen. In einzelnen Augenblicken betrachtete sie Alles befremdet, in andern war es ihr, als habe sie das Alles schon oft gesehen. Sie wußte, daß sie niemand anders als die Prinzessinn Turandot sey, die schöne, weitbewunderte und gesuchte Tochter des Kaisers von China, und jene schlanke, bleiche Gestalt, die unglückliche Adelma — und mit wunderbarem Grauen dachte sie in dem Augenblick an die nickende Pagode, die auf ihrem Schranke hausete, und welche der Schönen dennoch durch eine dämmernde Ähnlichkeit glich.

Jetzt theilten sich die Vorhänge des Gemachs, und ein langer Zug schimmernder Gestalten bewegte sich aus den äußern Sälen gegen das Zimmer, in welchem Elvire saß. Es waren Große des Reichs in prächtigen Anzügen, Mandarinen der verschiedenen Classen, und unter ihnen er=

kannte sie auf den ersten Blick den Mann ihres Teppichs, den gelehrten Ta-ho-tsing, der, seine chinesische Natur treu bewahrend, hier wie auf ihrer Arbeit, und auf ihrer Arbeit genau so aussah, wie am Hofe Altoums.

Die Mandarinen hatten nun die Stufen des Throns erreicht. Ta-ho-tsing, ohne zu ahnen, daß er seine zweyte Schöpferinn vor sich sah, legte sich nach Landessitte platt auf die Erde nieder, berührte neunmahl den Teppich des Fußbodens mit seiner Stirne, richtete sich dann gravitätisch auf, und überlieferte seine Bothschaft, die ihm der große Altoum aufgetragen, nähmlich die kaiserliche Prinzessinn feyerlich zu einer prächtigen Jagd in der Nähe der tartarischen Mauer einzuladen, wohin bereits das ganze kaiserliche Jagd-Personale und eine Abtheilung Tigersoldaten abgegangen, um alle Anstalten zu treffen, und viele tausend Anwohner jener Gegenden zum Treiben und Aufspüren des Wildes aufzubiethen.

Elvire hörte die Bothschaft nicht ohne heimliches Lächeln an, das bey den ceremoniös zierlichen Redensarten des Teppichmannes, und bey dem steifen Anstand, womit er sich benahm, unfreywillig um ihre Lippen zuckte. Jetzt hatte der Mandarin geendigt, sie war im Begriff zu ant-

worten, als ihr Auge plötzlich unter den vielen, die in ehrerbiethiger Entfernung ihren Thron umgaben, den zweyten Chinesen Liu-kong, den Obersten der kaiserlichen Leibwachen, erblickte, der zu ihrem nicht geringen Schrecken an Haupt und Brust wirklich noch so unvollendet erschien, wie auf ihrem Teppich. Indessen schien weder er diesen Mangel zu spüren, noch seine chinesischen Gefährten ihn zu bemerken. Aber Elviren dauerte der Mann. Ohne zu überlegen, wen sie in diesem Augenblick vorstellte, und was die Etikette von ihr forderte, stand sie rasch auf, eilte zu den Polstern, wo ihre Sclavinnen arbeiteten, wählte bunte Seidenfaden, fädelte sie in die Tapisserie-Nadel ein, ging auf den Mann zu, und fing ohne Umstände an, mit einigen Stichen an Kopf und Brust den lächerlichen Mangel zu verbessern.

Liu-kong trat bestürzt zurück, Ta-ho-tsing konnte sich vor Erstaunen nicht fassen, wie er eine chinesische Prinzessinn, bey der, mit einem Manne und einem Unterthan nur von weitem zu sprechen, schon eine unbegreifliche Herablassung war — ohne weiters mit der Nähnadel die Stirn seines Gefährten berühren sah. Aber Elvire ließ sich das wenig kümmern, sie dachte wei-

ter nichts, als ihre Arbeit zu vollenden, sie stickte und stickte, und wie sich die Kreuzfäden mit den gehörigen Schattirungen bedeckten, belebte sich des Mannes Physiognomie. Die kleinen Augen glänzten lebhafter, der Mund lächelte bedeutsam, und als sie nun vollends mit Faden von anderer Farbe die Stelle des Herzens ergänzte, hohlte Liu-kong einen tiefen Seufzer, ein leichter Anflug von Röthe bedeckte seine Wangen, ein feuchter Blitz schoß aus seinen Augen, die er mit lebhaftem Ausdruck zu Elviren erhob; seine Lippen öffneten sich, und schienen etwas Zärtliches sagen zu wollen. Aber die Prinzessinn brach in ein unaufhaltsames Gelächter aus, wie sie den zweyten Helden ihres Teppichs von solchen lebhaften Empfindungen ergriffen sah, und über dieß Gelächter entfloh ihr Traum. — Sie schlug die Augen auf. Es war beynahe gänzliche Nacht in ihrem Cabinette geworden, das nur von den Laternen der Straße, und aus den erleuchteten Fenstern des gegenüberstehenden Hauses ein dämmerndes Licht empfing. Noch ganz verworren durch Traum und Wirklichkeit, die sie nicht recht zu sondern wußte, suchte sie sich zu sammeln und ihre Gedanken zu ordnen; aber da öffneten sich die Flügelthüren des hellerleuchteten

Salons, und der Bediente, den silbernen Armleuchter mit zwey Kerzen in der Hand, trat in das dunkle Gemach, ihr zu melden, daß bereits die Gesellschaft sich zu versammeln anfinge. Elvire erhob sich. Das Blatt des Teppichs entfiel ihrer Hand, betroffen sah sie, daß sie es in derselben gehalten, denn sie glaubte sich zu erinnern, daß es schon früher am Boden gelegen; noch betroffener aber ward sie, als sie bemerkte, daß jene unvollendete Figur nun ganz gefertigt war. Ihr Traum fiel ihr ein — eine Art Grauen bemächtigte sich ihrer, aber sie hatte keine Zeit, ihm nachzugeben. Die gebietherische Stunde rief, der Bediente schritt mit den Lichtern vor ihr her, dem Salon zu, wo bereits mehrere Personen sich versammelt hatten, und der Kessel auf dem hellerleuchteten Theetisch zwischen Schalen und Theebrettern voll Backwerks dampfte. Etwas zerstreut begrüßte sie die Gesellschaft, zu der immer mehr und mehr Eintretende sich einfanden. Elvire vermochte nicht, ihrem Traum und dem, was sich so eben wunderbar mit ihr zugetragen, nachzusinnen; sie mußte die irren Gedanken sammeln, um die Gesellschaft mit ihrer gewohnten Lebhaftigkeit und Anmuth zu unterhalten.

Das Gespräch ward allgemein. Ein Theil der

Gesellschaft reihete sich rings um den Tisch, die Übrigen zerstreuten sich im Zimmer, bald nahten einige dem Kreise, der die Frau vom Hause umgab, bald entfernten sie sich wieder, und ein reges Leben herrschte in der Versammlung. Aber seltsam dünkte es Elviren, wie der Schein der Argand'schen Lampe in Mitte des Tisches ein helles Licht auf die Gegenstände warf, als erblicke sie hier und da ein Gesicht, einen Zug, eine flüchtigere oder bestimmtere Ähnlichkeit mit irgend einer der chinesischen Gestalten, die sie vor Kurzem umgeben hatten. Manchmahl hätte sie schwören mögen, einen dieser Herren am Hofe Altoums gesehen zu haben; während bey ihr — wenn sie ja ein solches Daseyn wirklich gehabt, und nicht alles ein neckender Traum gewesen, jede Spur einer solchen Ähnlichkeit verschwunden, und nichts geblieben war, als ein geheimes Wohlwollen gegen die Unterthanen ihres ehemahligen Reichs, das sich denn in ihrer Liebe zu den Pagoden, und in der Wahl des chinesischen Teppichs kund gab.



